



Grafik: Jürgen Katzenberger

Vor einem Jahrzehnt war das Smartphone ein Werkzeug. Heute ist es ein Körperteil – Alltagsbegleiter, Flirtbeschleuniger, Hirnersatz. Eine sagenhafte Karriere voller Chancen und Fallgruben.

SARAH DIEFENBACH

Nicht der Hund, nicht der Partner: Das Erste und das Letzte, was wir am Tag berühren, ist für viele Menschen das Smartphone. Das Eindringen der Technik in jeden Winkel unseres Alltags bleibt nicht ohne Folgen für unser Miteinander: Sie prägt das Denken, die Wahrnehmung, Kommunikation, soziale Interaktion und Rituale. Alles ist anders im Zeitalter des Homo technologicus. Auswirkungen im kognitiven Bereich sind bereits vielfach beleuchtet: Aufmerksamkeitsstörungen durch vermeintliches Multitasking, Leistungseinbußen durch ständige Unterbrechungen, die Degeneration des Orientierungssinns durch die allzeit bereite Navigations-App. Aber auch im zwischenmenschlichen Bereich wird die Technik zum Taktgeber. Soziale Normen, ungeschriebene Gesetze des Miteinanders, sind das, was eine Gesellschaft zusammenhält – doch die Technik ist rücksichtslos und hebt diese oft aus. Und wenn auch der Nutzer keine Sorge trägt, ist es schnell vorbei mit den Grundgeboten des menschlichen Miteinanders.

Jeder Moment wird geteilt mit dem Smartphone. Bedrohlich liegt es auf dem Tisch, als potenzieller Eindringling, der das Gespräch jederzeit unterbrechen kann und dies auch gnadenlos tut. Eingehende Nachrichten haben

den Status einer Naturgewalt, erfahren Beachtung, wie belanglos sie auch sein mögen. Der Antwort-Reflex schlägt als Automatismus zu: Bevor wir zu einer bewussten Entscheidung kommen, ist das Telefonat schon angenommen, die Nachricht schon gelesen – dass unser Gegenüber dies als Geringschätzung erachten könnte, ist in diesem Moment gar nicht präsent. Der Moment im Jetzt wird geopfert, mein Gegenüber sieht nur noch die Rückseite meines Smartphones. Schon bevor es überhaupt piept, verändert das herumliegende Smartphone die Gesprächsatmosphäre negativ, wie Studien zeigen. Vorbei ist es auch mit der Verbindlichkeit von früher. Allgegenwärtige Gruppen-Chats via WhatsApp und Co haben eine neue Verabredungskultur hervorgebracht. Wer offline ist, steht am Ende unter Umständen allein am ursprünglichen Treffpunkt.

Die ständige Alarmbereitschaft, das Warten auf den nächsten »Befehl« via Smartphone, bringt auch körperliche Symptome mit sich. Ein typisches Leiden des Homo technologicus sind Phantom-Vibrationen: das vermeintliche Wahrnehmen eines Vibrationsalarms des Smartphones, obwohl dieses tatsächlich nichts zu verkünden hat. Wir können es anscheinend gar nicht glauben, dass es auch

mal still sein kann und uns niemand auf der Welt gerade etwas zu sagen hat. Davor muss sich aber niemand fürchten: In den endlosen Weiten des Internets, die das Smartphone uns jederzeit eröffnet, gibt es niemals mehr Grund zur Langeweile – auch keine Leerräume, in denen man über bedeutsame oder gar anstrengende Fragen über sich selbst und das Leben stolpern könnte. Allein YouTube reicht aus, um ein Leben komplett zu füllen. Pro Minute kommen über 400 Stunden Videomaterial neu hinzu, über eine Milliarde Nutzer sichern den Nachschub. Dabei ist es nicht so, dass der Homo technologicus nur konsumiert. Das Internet bietet zahlreiche Möglichkeiten, kreativ tätig zu werden. Sehr ergiebig sind die Plattformen zur Definition unseres Selbst, die Perfektionierung des eigenen Profils bei Facebook, Instagram etc. Will man es richtig machen, kann die Selbstdarstellung schnell zum Fulltime-Job werden.

Was wir tun, wie wir fühlen, wie wir uns anderen gegenüber präsentieren und verhalten, all das ist zunehmend geprägt durch die Regeln der Technik. Fast könnte man also behaupten, die Technik habe eine neue Spezies aus uns gemacht. Aber auch wenn eine erhöhte Daumensensitivität im Zusammen-

hang mit intensiver Nutzung von Touchdisplays oder körperliche Syndrome wie die oben genannten Phantom-Vibrationen feststellbar sind, ist unser biologisches Grundprogramm noch immer weitgehend das gleiche wie das unserer Vorfahren. Genau deshalb kommt es zu Komplikationen: Die Grundbedürfnisse nach Nähe und Intimität, nach Ruhe und Erholung, nach Selbstbestimmtheit und Autonomie sind unverändert. Doch paradoxerweise opfern wir all das nur allzu leicht, sobald die Technik ins Spiel kommt. Wer also dann und wann ein leichtes Unbehagen spürt, der möge in Betracht ziehen, ob man an manchen Stellen der Evolution ein paar Schritte zurückgehen – oder sogar ganz persönlich eine andere Richtung einschlagen möchte. ||

Sarah Diefenbach ist Professorin für Wirtschaftspsychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität. Seit 2007 beschäftigt sie sich mit der Erforschung des Konsumentenerlebens und der Gestaltung interaktiver Produkte unter psychologischen Gesichtspunkten. 2016 erschien das von ihr und Daniel Ullrich verfasste Buch »Digitale Depression – Wie neue Medien unser Glücksempfinden verändern« (mvg-Verlag, 16,99 Euro).

IMPRESSUM SEITE 15



MÜNCHNER
FEUILLETON
Breisacher Str. 4
81667 München
T.: 089 48920971

STADTBILD, KUNST, DESIGN SEITE 4–8

Mehr als Gold: Verrückte Dinosaurier, kühn gefasste Steine und Kragenschmuck – im März finden sich wieder Schmuckkünstler von Weltklasse in München ein.

TANZ SEITE 9–10

Auch die Leuchte hat Gelenke
Tobias M. Draeger präsentiert wieder sein erfolgreiches Solo mit Lichtspender, im Muffatwerk. Ein Gespräch über das kleine Format.

LITERATUR SEITE 11–15

Mann, Mann, Mann ...

Die frisch sanierte Monacensia präsentiert sich mit Ausstellungen rund um das Haus, die Literatenfamilie Mann und mit einem Buch.

FILM SEITE 17–21

Bärenauslese

Bei der 67. Berlinale treten auch Münchner Filmemacher an. Ein vielversprechender Beitrag ist der HFF-Film »Tara«, eine Sci-Fi.

BÜHNE SEITE 22–25

Untergangsstimmung

... herrscht auch in vielen Aufführungen. Junge Theatermacher suchen Zukunftsperspektiven.

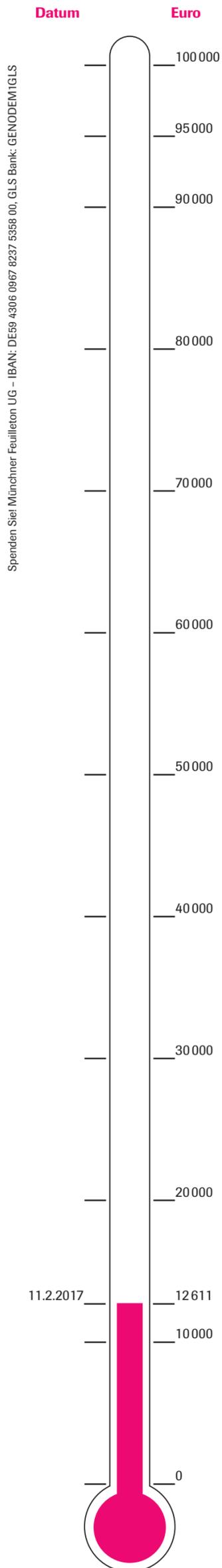
MUSIK SEITE 26–31

Heute hier, morgen dort

Hannes Wader ist ein Urgestein der deutschen Musikwelt. Nun macht er sich noch einmal auf den Weg.

MF ZUWENDUNGS- BAROMETER

ab 1.1.2017



Songdo von oben | © Panya Khamtuy_http://de.123rf.com

Smart Revolution? Resilient Design!

Was ist smartes Design? Wem nützt es? Dem Begriff gehört die Zukunft, denn wer möchte schon dumme Dinge und Prozesse gestalten? Die Munich Creative Business Week (MCBW) geht diesen Fragen von 4. bis 12. März auf den Grund. Mit Korea ist erstmals ein asiatischer Global Player bei der MCBW zu Gast.

FRANK KALTENBACH

Dass München Deutschlands Dreh- und Angelpunkt globaler und regionaler IT-Unternehmen ist, zeigt nicht nur die ständig wachsende Ansammlung einschlägiger Headquarters auf dem Grund und Boden der Landeshauptstadt. Der Paradigmenwechsel vom Analogen zum Digitalen, vor allem in den Medien, findet seit nunmehr zwölf Jahren bei den Digital Life Days seinen Niederschlag, zu denen Burda Media regelmäßig Fachleute einlädt. Dieses Jahr herrschten erstmals kritischere Töne vor: Job, Privatsphäre, Sicherheit und Freiheit – trägt die zunehmende Digitalisierung wirklich nur zur Verbesserung unseres Lebens bei? Jetzt ist das Thema auch bei Deutschlands größtem Design-Event angekommen: War »Smart Working« bei der ersten MCBW 2012 noch eines von vielen Themen, bildet dieses Jahr die sogenannte »Smart Revolution« das übergreifende Motto für die gesamte Veranstaltungswoche.

Als ein deutscher Automobilhersteller seine Kunden davon überzeugen wollte, dass nicht nur die größten und komfortabelsten Luxuslimousinen prestigeträchtig sein können, sondern auch wendige Kleinstwagen, hatte das Unternehmen eine geniale Idee: Es nannte ihn nicht »Käfer«, »Ente« oder »500«, sondern »Smart«. Spätestens durch die Erweiterung des Telefons zu einem Multifunktionsgerät war der Paradigmenwechsel nicht nur im Wording des Hightech vollzogen. Von einem Gebrauchsgegenstand wird seither weit mehr erwartet als das, was man auf den ersten Blick sieht: Informationstechnologie steht für verborgene performative

Intelligenz, die jederzeit für mehr oder weniger automatisierte Aktionen abgerufen werden kann.

Smart City Songdo: Schöne neue Welt

Eine zentrale Veranstaltung der MCBW ist die Diskussion »Brave New World?« (8. März, 17 Uhr, MUCCA, Anmeldung: info@schneiderund.de), deren Titel nicht zufällig an den gleichnamigen Roman von Aldous Huxley aus dem Jahr 1932 erinnert: Darin beschreibt er eine Gesellschaft im Jahre 2540, in der Stabilität, Frieden und Freiheit gewährleistet scheinen und jegliches Verhalten durch einen Überfluss an Information konditioniert wird. Ausgehend von Huxleys Utopie betrachten die Soziologin Monica Bernardi, der Architekt Minsuk Cho, Julian Cross (KPF London), die Berliner Futuristin Cornelia Daheim, Leif Huff (IDEO Munich) und Gerhard Schmitt (ETH Future City Lab, Singapur/Zürich) die reale Version, die in Korea derzeit entsteht: Wie lebt es sich im koreanischen Songdo, einer Smart City vom Reißbrett, mit deren Bau 2001 begonnen wurde und die 2020 fertiggestellt sein soll?

»Smart City« ist das neueste Schlagwort im internationalen Wettbewerb der Städte. Gemeint ist damit unter anderem eine eng vernetzte Infrastruktur mit reibungslosem Datenaustausch, drastischer Energieeinsparung, intelligenten Mobilitätssystemen und einem geringen Müllaufkommen. Straßenbeleuchtung und Ampeln schalten sich nur bei Verkehr ein, 40 Prozent der Fläche sind öffentlichen Grünflächen vorbehalten, unter anderem

einem Central Park mit elektrisch betriebenen Booten, außerdem gibt es einen Golfclub für internationale Turniere. Und das alles in unmittelbarer Umgebung der drei Millionen Quadratmeter Wohnraum, fast vier Millionen Quadratmeter Büroflächen und drei Millionen Quadratmeter Einkaufsflächen in Gebäuden, die mit den höchsten Nachhaltigkeitslabels zertifiziert sind. Sicherheit ist bis in die letzte Ecke der Stadt gewährleistet, rund um die Uhr durch eine lückenlose Abdeckung mit Überwachungskameras bis in die eigene Wohnung. Dort lässt sich die gesamte Gebäudetechnik mit dem Handy steuern.

Was für uns Europäer – in diesem Maßstab – wie eine ferne Zukunftsvision klingt, ist für die Einwohner der Megastädte dieser Welt, die tagtäglich in überfüllten U-Bahnen, Straßenfluchten und stundenlangen Staus zwischen Wohnung, Arbeit und Freizeiteinrichtungen den Großteil ihrer kostbar knappen Freizeit verschwenden, ein Paradies. So jedenfalls propagieren es die Investoren in Songdo, die die Stadt auf einer künstlich aufgeschütteten Fläche von über 50 Quadratkilometern zur neuen Freihandelszone Koreas ausbauen werden. Die Incheon Bridge, eine der längsten und höchsten Schrägseilbrücken der Welt, verbindet die Stadt direkt mit dem Incheon International Airport, dem größten Flughafen des Landes. Die Entfernung zur Hauptstadt Seoul mit einem Einzugsbereich von 24 Millionen Menschen, der weltweit viertgrößten Metropolregion, beträgt nur eine Stunde. Der North East Asia Trade Tower ist mit 68 Geschossen Songdos Landmarke.

Songdo hält aber einen zusätzlichen Superlativ: Es gilt als die smarteste Stadt der Welt, die nicht nur auf Computer-Renderings existiert, sondern zu 50 Prozent bereits realisiert ist, mit 30 000 Einwohnern, 33 000 Arbeitsplätzen und einem Energieverbrauch, der 70 Prozent unter dem vergleichbarer Städte liegt.

Das New Yorker Architekturbüro KPF hat nicht nur Koreas höchste Türme gebaut, sondern auch den Masterplan für Songdo erdacht. »Entscheidend für einen erfolgreichen Städtebau ist nicht nur die Gestaltung, sondern ein reibungsloser Entwicklungsprozess, der den kommerziellen Erfolg garantiert«, sagt Julian Cross, der sich als Vorstand bei KPF mit Megaprojekten im Immobiliensektor auskennt. Und Songdo liegt als Private Public Partnership tatsächlich fest in der kommerziellen Hand von nur drei Immobilienunternehmen. »Wir müssen es schaffen, eine menschliche Version der Smart City zu schaffen, in der die Sharing-Kultur eine genauso wichtige Rolle spielt wie die Mitbestimmung«, meint die Soziologin Monica Bernardi aus Mailand. Alles in dieser schlauen Stadt hängt von Einsen und Nullen ab. Was so ideal klingt, birgt allerdings so manches schwarzes Loch: Werden die Bürger zu digitalen Marionetten? Wer trifft die technologischen Entscheidungen, die ja auch immer politischer Natur sind, und wer kontrolliert sie? Angesichts zunehmend autoritärer Regierungen in Ost und West sind das brisante Fragen.

Koreanisches Design: smart, smarter, smartest

Das Ursprungsland von Hightechfirmen wie Samsung, LG oder Hyundai präsentiert sich in den Goldberg Studios in der Müllerstraße mit der Ausstellung »Handshake«: »Collabonomics« nennen die Kuratoren den typisch koreanischen Weg der kollektiven Zusammenarbeit zwischen Handwerk und Hochtechnologie, bei der wirtschaftliches Denken, Kreativität und Technologie in die Gestaltung einfließen. »Vor der Industrialisierung haben wir in einer rein handwerklichen Struktur gelebt, gefolgt von einem halb automatischen System und schließlich der Automation, die die Rolle der menschlichen Arbeitskraft unterstützt. Mit dem Paradigmenwechsel zur Ära der smarten Technologie sehen wir uns mit völlig neuen Herausforderungen konfrontiert. Aus dem Wettkampf zwischen smarten Menschen und noch smarteren Maschinen können wir nur als Smartesten hervorgehen, wenn wir als Menschen lernen, mit den Maschinen in einem Dialog zusammenzuleben«, davon ist Ken Nah, Professor und Jurymitglied des Red Dot Design Award, überzeugt.

Ergänzend zeigt die Neue Sammlung in der Pinakothek der Moderne Design und Kunsthandwerk aus dem Land der Morgenstille. Mit drei Vorträgen sind koreanische Gestalter bei Europas größter Editorial-Design-Konferenz vertreten, der EDCH, eine Abkürzung für »Editorial Changes«, die sich bisher als QVED einen internationalen Namen gemacht hat. Das Land hat eine lange Tradition in Technologie und Gestaltung: Im 14. Jahrhundert hat sich Korea mit dem Hangul eine eigene Alphabetschrift gegeben, im Buchdruck waren die Koreaner Johannes Gutenberg fast hundert Jahre voraus. Das »Jikji« von 1377 ist das älteste mit beweglichen Metalllettern gedruckte Buch der Welt.

Disruptive Technologien:

Frisst die Smart Revolution ihre Kinder?

»Smart Revolution« ist nichts weiter als die Ausweitung des Begriffs »Industrie 4.0« auf alle gesellschaftlichen und technischen Gestaltungsbereiche: die vierte industrielle Revolution durch die Vernetzung von Daten. Wir erinnern uns: Das erste Kapitel dieser Revolutionen führte Ende des 18. Jahrhunderts die Massenproduktion mit Hilfe von Dampf und Wasserkraft zum Betreiben von Webstühlen und anderen mechanischen Maschinen ein. Ein Jahrhundert später folgte das zweite Kapitel durch Elektrizität und Mobilität, bis die flächendeckende Verbreitung des Computers ab den 1970er Jahren die dritte industrielle Revolution einleitete. Die vierte industrielle Revolution wird nun durch weltumspannende Datennetze wie das Internet und das zunehmende Ineinandergreifen analoger und digitaler Technologien zur Realität. Je stärker die Zentralisierung und je offener die Zugangsmöglichkeiten, umso verwundbarer werden die Systeme.

Die Diskussion um Smart Design stellt nur ein weiteres Mal die Frage, inwieweit Technologie das Leben der Menschen bereichert oder gefährdet. Nicht nur, dass die persönlichen Freiheitsrechte durch permanente Überwachung eingeschränkt werden und unser Organismus ununterbrochen elektromagnetisch bestrahlt wird – die Gefahren, die mit einer hundertprozentigen Abhängigkeit vom Funktionieren der Datensysteme, das heißt von einer lückenlosen Verfügbarkeit elektrischen Stroms, verbunden sind,

werden gern unter den Teppich gekehrt. Dabei spüren wir diese Abhängigkeit regelmäßig, wenn der Akku unseres Smartphones abgelaufen ist. Was passiert dann erst bei einem längeren Stromausfall in einer Megacity? Einer der größten Bestseller der letzten Jahre war Mark Elsbergs Thriller »Blackout«, in dem sehr anschaulich beschrieben wird, was los ist, wenn europaweit fast drei Wochen lang der Strom ausfällt. Beruhigt schläft dann nur noch, wer ein analoges, batteriebetriebenes Radio im Haus hat.

Verwundbarkeit wird ein Schlagwort der Zukunft sein, mit dem sich das Smart Design auseinandersetzen muss. Resilienz, das heißt Unverwundbarkeit bei Naturkatastrophen, ist seit den Überflutungen von New Orleans, Manhattan und den Tsunamis in Asien oder mutmaßlichen Wahlmanipulationen bei den vergangenen Präsidentschaftswahlen in den USA zu einem überlebenswichtigen Thema urbaner Forschungen geworden. Das Bewusstsein für Resilient Design sollte jedoch in allen Bereichen der Gestaltung und Technologie in den Vordergrund gestellt werden und könnte das Thema der nächsten MCBW werden. Sonst laufen wir Gefahr, dass Smart Design nicht wirklich weise die existenziellen Fragen unserer Zukunft lösen wird, sondern als cleveres Geschäftsmodell vielmehr dazu beiträgt, die allumfassende Macht der Weltkonzerne weiter und schneller auszubauen. Die Kuratoren des Gastlandes Korea haben den Titel für ihren diesjährigen Beitrag bereits in diese Richtung formuliert: Er lautet »Human Connection – Beyond Smart«. ||

Der Schuh der Zukunft:

Brooch, Collaboration
with PARK Sun-doak & KIM
Yeon-kyung | © National
Intangible Heritage Center



MCBW FORUM

Schalt- und Informationszentrale der diesjährigen MCBW ist nicht wie bisher das alte Messegelände auf der Theresienhöhe, sondern das Forum am Deutschen Museum auf der Isarinsel. Hier werden die fünf Fokusthemen »Smart People«, »Smart Objects«, »Smart City«, »Smart Economy« und »Smart Brands« nicht nur anhand von 20 Exponaten, sondern auch in Form von Vorträgen zur Creative Teatime jeweils ab 17 Uhr vorgestellt.

MCBW Forum | Forum am Deutschen Museum, Museumsinsel 1 | **4. bis 11. März** 10–22 Uhr | **12. März** | 10–18 Uhr |

SMART WHISKEY AUS DEM SILICON VILSTAL

Die MCBW erweitert ihr smartes Netzwerk dieses Jahr nicht nur mit Start-up-Veranstaltungen nach Augsburg und – mit der Ausstellung von Bambusfahrrädern, veganen thermosensiblen Turnschuhen oder der Möbelerfindung Zieharsofika – zur Handwerksmesse nach Riem, sondern bis ins »Silicon Vilstal« bei Miesbach, wo selbst ernannte Smart Brands innovative Möbel und Naturkäse produzieren oder original bayerischen Whiskey destillieren. Bei der Creative Demo Night in der Muffathalle stellen die Akteure des in München ansässigen World Food Programme Innovation Accelerator der Vereinten Nationen Lösungen zur Bekämpfung des Hungers vor.

Muffathalle | Zellstr. 4 | **7. März** | 16–21 Uhr

SMARTE PHILHARMONIE?

Ein bedeutendes Münchner Architekturthema kommt direkt am Ort des künftigen Geschehens zur Sprache: Am 10. März geht es im Werksviertel unter anderem um die neue Münchner Philharmonie. Wie viel Innovation und Ausdauer sind erforderlich, um im Wettbewerb als smarte Kulturmetropole international zu bestehen? Wie lange kann es sich eine Stadt leisten, über den passenden Ort nachzudenken? Münchner Architekten und Immobilienentwickler diskutieren mit Kollegen aus der Schweiz und Global Playern der Kulturszene: dem Münchner Philosophieprofessor und ehemaligen Kulturstaatsminister Julian Nida-Rümelin, dem ausscheidenden Hamburger Oberbaudirektor Jörn Walter, dessen Elbphilharmonie nach jahrelanger Planung und Bauzeit nun doch fulminante Begeisterung ausgelöst hat, dem Unternehmensberater und Kunstsammler Roland Berger sowie dem Architekten Patrick Schumacher, Partner von Zaha Hadid Architects, der weltweit relevante Kulturbauten erstellt hat, unter anderem die 85 000 Quadratmeter große Dongdaemun Design Plaza in Seoul, die 2010 einen entscheidenden Anteil am Titel »World Design Capital« für die koreanische Hauptstadt hatte.

Werksviertel / Technikum | Grafinger Str. 6
10. März | 13–23 Uhr | Anmeldung:
mail@we-are-plan-a.com

Informationen zum gesamten Programm:
www.mcbw.de

Anzeige

08.–14.03.2017

MESSEGELÄNDE MÜNCHEN

www.ihm-handwerk-design.com

FASZINATION
ERLEBENHANDWERK
& DESIGN

auf der Internationalen Handwerksmesse



Selber ernten: der Freiluftsupermarkt in Freiam | © Cloudjumper
Mit Weitblick und Energieeffizienz: Medienbrücke (Stedde
Architekten, 2010) im Werksviertel am Ostbahnhof | © Michael
Nagy, LHM

Das Wohnen neu erfinden

CHRISTINA HABERLIK

Man möchte ja nicht in der Haut der Verantwortlichen stecken, wenn es um das Wohnen für alle in München geht. Für alle heißt: auch für die sozial Schwachen, auch für mittlere Einkommensklassen, Kleinfamilien mit Kindern, Singles und Senioren. Ohne eine gesunde Durchmischung aller gesellschaftlichen Gruppen in dieser Stadt gerät sie aus der Balance.

Gerade in München wird die Kluft zwischen Arm und Reich immer größer. Seit Jahren schon geistert das Gespenst der Gentrifizierung durch die Landeshauptstadt. Ein unaufhaltsamer Prozeß der Luxussanierung von Altbauten oder deren Abbruch statt des Bauens im Bestand, von Spekulation mit den raren Grundstücken – all dies sind quasi natürliche Vorgänge in einer so begehrten Metropole, deren Wachstum bis 2030 auf 1,7 Millionen Menschen beziffert wird. Es ist eine Never Ending Story und eine Mammutaufgabe. Für das Plansoll im Rahmen des (größten) wohnungspolitischen Handlungsprogramms Deutschlands »Wohnen in München VI« von 2017 bis 2021, stellt die Stadt ein Budget von 870 Mio. Euro zur Verfügung, 250 Mio. kommen von den städtischen Wohnbaugesellschaften hinzu, 280 Mio. vom Bund und Land Bayern. Von diesem Etat sollen 8500 Wohnungen pro Jahr entstehen. Wo? Das wissen die Götter.

»Mehr Wohnen« heißt dieses Mal die Jahresausstellung in der Reihe »Zukunft findet Stadt« in der Rathausgalerie – und sie wartet teilweise mit überraschenden Initiativen, aber auch mit ernüchternden Fakten auf. Wohnraum schaffen, das allein ist nur die halbe Miete; dazu gehört auch die soziale und Verkehrs-Infrastruktur, bei immer knapper werdenden Flächen. Die Ausstellung versucht Antworten auf diese Fragen zu geben und innovative Projekte vorzustellen. Die Stichworte lauten »sozial gerecht«, »Wohnen innovativ«, »gut zusammenleben« und »Akteure + Allianzen«. Und sie fordert die Besucher wie schon in den vergangenen Jahren auf, durch ihre Kommentare sowie Teilnahme an den Zusatzveranstaltungen interaktiv mitzuwirken. Die thematischen Stadtspaziergänge waren rasch ausgebucht.

Gemeinschaften bilden

Was ist »Wohnen innovativ«? Ein Beispiel dafür ist zur Zeit in aller Munde: Das Projekt von wagnisART, realisiert von den Architekten von bogevischs buero und den Genossenschaftsmitgliedern (siehe Münchner Feuilleton 59/Jan. 2017). Der Planungsprozess gestaltet sich schwierig, wenn alle Beteiligten und späteren Eigentümern ein Mitspracherecht haben, berichtet Architekt Rainer Hofmann, und es ist ihm anzumerken, dass ihm dieses Bauvorhaben nicht nur Spaß gemacht, sondern ihn auch eine Menge Nerven gekostet hat. Doch das Konzept scheint aufzugehen. Im Rahmen der »Nacht der Architektur« konnte man bei einer Führung dieses Experiment in Augenschein nehmen. Nicht nur die

Günstig, sozial gerecht, gemeinschaftlich und innovativ – so könnte das Wohnen der Zukunft aussehen. Jedenfalls muss gebaut werden, um Raum für alle zu schaffen. Wie das gehen soll, zeigt eine Ausstellung im Rathaus.

nachgerade exzentrisch anmutenden Kubaturen der fünf Häuser, die um einen Platz angeordnet und in der Höhe mit Brücken untereinander verbunden sind, sondern auch die bis 400 qm großen Gemeinschaftswohnungen folgen einem neuen Konzept des Zusammen-

lebens. Den zentralen Mittelpunkt dieser Wohnungen bildet eine Gemeinschaftsküche und ein Aufenthaltsraum, davon abgehend 6–8 geräumige Apartments, die autonom funktionieren, aber eben auch den Anschluß an die Gemeinschaft ermöglichen.

Ein ähnliches Konzept verfolgen die Kunst-WohnWerke in der Streitfeldstraße. Hier haben sich Künstler eine ehemalige Kleiderfabrik zu Ateliers umgebaut und teilweise kann hier auch gewohnt werden. Eine Initiative der Stadt München ist die »Mithauzentrale«, deren Ziel es ist, Interessentengruppen für die Schaffung von Gemeinschaftseigentum zu bilden und damit die Grundstücke für Spekulationsobjekte zu blockieren und langfristig bezahlbaren Wohnraum zu sichern. Beim 11. Wohnprojekttag am 10. und 11. März kann man sich im Gastbeitrag über laufende Wohnprojekte informieren.

Mietpreisbindung und Nachverdichtung

Ein Dauerthema ist die soziale Gerechtigkeit des Wohnens in Bayerns Metropole. Mit seinen gemeinnützigen Wohnbaugesellschaften GWG und GEWOFAG hat München bereits einen riesigen Bestand von Wohnsiedlungen mit Mietpreisbindung – und dieser wird weiter aufgestockt. In Zahlen ausgedrückt heißt dies: Die GWG verfügt aktuell über 26150 Wohnungen mit einer Miete von 6,64 Euro pro Quadratmeter; bei der GEWOFAG sind es sogar 35117 Wohnungen für durchschnittlich 6,94 Euro. Auch die Rahmenbedingungen und Beschlüsse des Planungsreferats der Stadt hören sich durchaus beruhigend an, besonders wenn Stadtbaurätin Elisabeth Merk sie vorträgt. Kein Grund zur Sorge also, dass München dem Andrang des Zuwachses nicht standhält und nicht aus den Nähten platzt? Großbaustellen und neue Stadtteile wie Freiam mit 4000 Wohneinheiten, 900 in Feldmoching und 385 im Kreativfeld (insgesamt geplant 900 im Kreativquartier) an der Dachauer Straße, um nur die größten zu nennen, sind das Ziel bis ins Jahr 2021.

Ein weiterer Schwerpunkt der Wohnraumbeschaffung, ebenfalls seit Jahren, heißt Nachverdichtung. Gut, warum sollten in gartenstadtähnlichen Vierteln, wo ein Haus auf einem Grundstück steht, wenn Platz vorhanden, nicht zwei Häuser stehen? Richtig eng wird es erst, wenn ein Vorschlag umgesetzt werden sollte, den die Ausstellungsmacher von der Biennale in Venedig mitgebracht haben: Mit einem riesigen seeblauen Plastikmodell wird die fiktive Nachverdichtung für Trudering simuliert. Kein schöner Anblick. Gestalterisch und stadtplanerisch ginge es sicher menschenverträglicher. Aber eines wird klar: So bald explodiert die Stadt noch nicht. Zuzugsstopps für München, nach der Methode von Einreiseverboten ins Paradies, wird es also vorerst nicht geben müssen. Für eine differenzierte Perspektive lohnt ein Blick in die Ausstellung. ||

MEHR WOHNEN

Rathausgalerie | Marienplatz 8, Innenhof
bis 23. Februar | täglich 11–19 Uhr, Eintritt frei
15. Februar, 19 Uhr: Wohnen XL – gestern, heute, morgen | **22. Februar**, 19 Uhr: Akteure und Allianzen: Wer trägt die Impulse weiter? – Gesprächsrunde mit Stadtbaurätin Elisabeth Merk | Eintritt frei

Anzeige



Untitled, Harlem, New York, 1947 - Photograph by Gordon Parks
© The Gordon Parks Foundation

GORDON PARKS

I AM YOU SELECTED WORKS 1942–1978
08.02. – 07.05.2017

KUNSTFOYER · Maximilianstraße 53 · München
Täglich 9:00–19:00 Uhr · Eintritt frei

THE
GORDON PARKS
FOUNDATION

CIO Berlin

VERSICHERUNGS
KAMMER
KULTURSTIFTUNG



Cate Blanchett als Penner und News-Moderatorin in »Manifesto« (Film stills), 2015 | © Julian Rosefeldt und VG Bild-Kunst, Bonn 2017

Fegefeuer der Moderne

THOMAS BETZ

»Ich bin im Krieg mit meiner Zeit, mit der Geschichte, mit jeglicher Autorität, die in festen verängstigten Formen steckt.« Einer der vielen Sätze in Julian Rosefeldts »Manifesto«, die wie ein Schlag auftreffen im Heute. Eine Kriegserklärung des US-amerikanischen experimentellen Architekten und Theoretikers Lebbeus Woods aus dem Jahr 1993; in Rosefeldts 13-teiliger Filminstallation erklingt sie im Epilog der Lehrerin, die zuvor durchs Klassenzimmer streifend den Kindern mit Sätzen zur Filmästhetik beigestanden hat: aus Filmmanifesten von Stan Brakhage (1967), Dogma 95, Werner Herzog (1999) und Jim Jarmusch (2002). Ein Jahrhundert voller Künstlermanifesten hat Rosefeldt zusammen mit Oscar-Preisträgerin Cate Blanchett und Kameramann Christoph Krauss zu einem großen Poem komponiert und inszeniert. Seit Ende 2015 wurde die Filminstallation in Museen in Melbourne und Sidney, in Berlin, Hannover und auf der Ruhrtriennale, soeben auch in Stuttgart gezeigt, nun ist sie in München in der Villa Stuck zu sehen. Denn Ingviold Goetz hat für ihre Münchner Sammlung ein Exemplar der Edition angekauft.

Bei der Arbeit an »Deep Gold« (2014), Rosefeldts Reflexion über die Provokationen Luis Bunuels in »L'Âge d'Or«, war er auf Manifeste der futuristischen Choreografin Valentine de Saint-Point gestoßen: Ohrfeigen für den öffentlichen Geschmack, performative Textcollagen, die Sinnlichkeit propagieren und mit Kunst Krieg führen, auch gegen den Oberfuturisten F. T. Marinetti.

Mit dessen erstem futuristischen Manifest von 1909 startet (chronologisch gerechnet) Rosefeldt seinen Manifeste-Reigen: Marinetti feierte die neue »Schönheit der Geschwindigkeit«. Den bekannt-berühmten Satz »Ein Rennwagen [...] ist schöner als die Nike von Samothrake« aber schneidet Rosefeldt weg, indem er die Manifeste im Einzelnen wie im Verbund miteinander collagierte und kreuzte. Sein poetisches Mittel ist das grundlegende Prinzip der Moderne, die Montage. Aus mehreren Manifesten, verschiedenen Sätzen wurde so eine Rede. Situiert in unserer Gegenwart – im Falle der die Geschwindigkeit, Gefahr und Verwegenheit feiernden Futuristen: an der Börse, wo in Sekundenbruchteilen aus allen Zeitzonen des globalen Kapitalismus Entscheidungen ineinanderstürzen. Verkörpert als Börsenmaklerin von Cate Blanchett, die alle Protagonistinnen gespielt, all diese Reden gesprochen, aufgeführt, zu neuem Leben erweckt hat. An 30 Drehorten in Berlin, – wo der an der Münchner Kunstakademie lehrende Rosefeldt lebt und Blanchett verfügbar war –, in zwölf Drehtagen. An einem Tag zum Beispiel wurde sie vom aufwändig maskierten Penner zur strahlenden Fernsehmoderatorin umgestylt.

Zwölf Personen, fremde Existenzen, unterschiedlichste Haltungen, Gesten, Dialekte und Sprechweisen. Genaugenommen, mehr als diese heilige Zahl: im Fernsehstudio ist der Sprecherin noch eine Außenreporterin unterm Regenschirm zugeschaltet – ein Doppelspiel. Und die Puppenspielerin verfügt in

Der Filmkünstler Julian Rosefeldt schuf ein Jahrhundert-Poem für die Gegenwart, das nun in der Stuckvilla gezeigt wird.

ihrem Jahrhundert-Figuren-Fundus auch über ein Abbild ihrer selbst. Den zwölf Szenen hat Rosefeldt als 13. Projektion und Prolog eine brennende Zündschnur vorgeschaltet: mit dem ersten Satz des Kommunistischen Manifests und der dadaistischen Proklamation des »ständigen Widerspruchs«.

Von dem langen 19. Jahrhundert, dessen Technik und Wissenschaft sich so radikal und

rasant ständig weiterentwickelte und dessen Leben sich doch in historistische Dekoration und falschen Prunk kleidete, mussten sich die Künstler der Moderne lossagen, absprengen. Zornige Männer: so viel beschworener Mut, so viele Todes- und Kriegserklärungen, ein fortlaufendes Überbieten-Wollen, Beschwörungen neuer Künste und Sensibilitäten, Utopien um Utopien des neuen Menschen. Unerlöst.

Ist die Zeit künstlerischer Manifeste zu Ende? Anders als John Baldessari, der 1972 in einem Video mit liturgisch geleiertem Singsang Sol LeWitts »35 Sentences on Conceptual Art« re-enacted hat, um, wie er anmerkte, dessen zeitgenössischen Text aus dem verborgenen Dasein in Katalogen zu befreien, hat Rosefeldt auf einen historischen Gesamtkatalog zugegriffen, auf die von Alex Danchev herausgegebene Sammlung »100 Artists' Manifestos«. Ein Buch, das – wie Rosefeldt einmal anmerkte – auf jedes Klo gehört. So blickt der Künstler zurück, um in der Gegenwart anzukommen. Die Energien von 56 Manifesten hat Rosefeldt produktiv gemacht. Ihm gelingt – noch einmal – ein Gesamtkunstwerk. Er nennt es auch ein »Metamanifest«, und doch ist es vielmehr eine poetisch verstörende Zaubermaschine aus Metamorphosen, die die Zuschauenden mit sich, mit ihrer Gegenwart in Einklang bringen müssen. Jede dieser Lebens- und Rede-Szenen dauert zehneinhalb Minuten. Und wie sie zu einem Chor und Zeitcluster zusammenschließen, ist ein Meisterwerk inszenatorischer Präzision und bleibt jedes Mal ein Wunder, wie man auch geht und steht vor und zwischen den Leinwänden, in der Stuckvilla sogar im Hin und Her über zwei Etagen. Ein Fegefeuer, in dem man sehr lange verweilen möchte. Eine Zündschnur ohne Schluss-Satz. Der Epilog der Lehrerin freilich endet so: »Morgen beginnen wir gemeinsam mit dem Bau einer neuen Stadt.« ||

Anzeige



URAUFFÜHRUNG

FRAU SCHINDLER

OPER
VON
THOMAS MORSE

REITHALLE
9. BIS 19. MÄRZ 2017

KARTEN 089 21 85 19 60
www.gaertnerplatztheater.de

JULIAN ROSEFELDT. MANIFESTO

Museum Villa Stuck | Prinzregentenstr. 60
16. Feb. bis 21. Mai | Di-So 11-18, erster Freitag im Monat bis 22 Uhr | Künstlergespräch mit Julian Rosefeldt: 15. Feb./25. April, 20 Uhr | Kuratorenführung: 22. Feb./19. April, 17 Uhr | Vortrag von Thomas Girst: 23. Feb., 20 Uhr | www.villastuck.de

Vormerken!

23. Februar

MILOVAN DESTIL MARKOVIC »IN BANK WE TRUST«
Dirk Halverscheid Galerie | Theresienstr. 13
Vernissage: 18 Uhr | www.galerie-halverscheid.de

Frauen porträtierte er mit Lippenstift. Alles bildet der Barcode ab: abstrakt lesbar, das versinnlichen neue Bilder von Milovan D. Markovic.

23. Feb., 19 Uhr / 11. März, 18 Uhr

WHAT REMAINS GALLERY
ANALOG RETWEET OF @AIWW
Artothek | Rosental 16 | bis 1. April
www.whatremainsgallery.com

Termine mit Christian und René Landspersky: Die Förderpreisträger von 2014 haben Relikte fremder Kunst weiterverwertet. Nun speisen sie handgemalte Kopien von Netz-Fotos in den Bildkreislauf ein.

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

Bernd Zimmer: »Mittsommer«.

Onega | 2004 | Acryl/Leinwand, 160 x 200 cm | © Archiv Bernd Zimmer

Links unten: **Alexi Tsioris: Ausstellungsansicht** | Courtesy Galerie Jahn

Liane Birnberg: ohne Titel (beidseitig) | 2015 | Tusche, Geschenkpapier, Abreibung und Graphit auf Papier, 42 x 50 cm | © Liane Birnberg

BERND ZIMMER

Unendlicher Beginn

Katholische Akademie Bayern | Mandlstr. 23 bis 10. März | Mo bis Fr 9–17 Uhr

Bernd Zimmer zählt heute zu den renommiertesten Künstlern aus der Gruppe der Berliner »Neuen Wilden«, indem er sich seit den 80er Jahren kontinuierlich und künstlerisch erfolgreich weiterentwickelt hat. Geboren 1948 in Planegg bei München, kam er in den 70er Jahren als Buchgrafiker nach Berlin, wo er sich didaktisch mit Malerei auseinandersetzte. 1977 gründete er zusammen mit Rainer Fetting, Helmut Middendorf und Salomé die Galerie am Moritzplatz, die zur Keimzelle dieser »Neuen Wilden« und ihrer »Heftigen Malerei« wurde. 1982 erhielt er ein Stipendium der Villa Massimo in Rom. Unter dem Eindruck ausgiebiger Reisen in alle Ecken der Welt entwickelte er an verschiedenen Atelierstandorten, später aber vor allem in seinem Domizil in Polling bei Weilheim, eine expressive und intuitive, freie Malerei, die er in etlichen umfangreichen Werkzyklen bis heute fortführt.

Um – nach eigenen Worten – »dem Erstarren in Formalismus« in seinen seriellen Bildkompositionen entgegenzuwirken und das Bewusstsein für Neues zu schärfen, zieht es ihn nach wie vor regelmäßig in die Welt. Seine Eindrücke transformiert er in Malerei und verleiht seinen Empfindungen mittels der Farbe Ausdruck. Trotz größtmöglicher Abstraktion findet die Rückversicherung immer über den Gegenstand, zumeist die Landschaft, statt. Seit 1998 widmet er sich dem Zyklus »COSMOS«, aus dem derzeit eine Auswahl in der Katholischen Akademie zu sehen ist. Die



inzwischen aus mehr als 100 Bildern bestehende Bildserie wurde 2006 erstmals in der Kunsthalle Mannheim gezeigt. Es soll der Sternhimmel über der Sahara gewesen sein, der ihn dazu inspiriert hat, den Blick über die erreichbaren Regionen der Welt hinaus ins Universum zu richten: Bilder von meteorologischen Katastrophen, von Vulkanausbrüchen, von Sonneneruptionen, gar vom Urknall werden heraufbeschworen.

In farbigen Bildräumen, die kosmische Sphären vorstellen, breiten sich unkontrolliert verlaufende, explosionsartig in alle Richtungen sprühende, krustige Farbschlieren und -spritzer aus. Wolkenartige Formationen schieben sich wie kosmischer Nebel vor Horizonte und Berge und werden von Sternemeeren durchdrungen. Es sind gestische Malereien, die aus den Tiefen der Empfindung kommen, in langen Malprozessen und vielen Schichten aufgetragen werden, basierend auf konkreten Bildideen, die sich aus Gesehenem ebenso wie aus Gelesenem speisen, aber auch dem Zufall Raum geben: geschüttete Farbe, Kleckse und Schlieren formieren sich zu Kosmen, ermöglichen so illusionistische Vorstellungen, die sich aus Suggestion und Seherfahrung zusammensetzen.

Die Reihe der Bilder in den Räumen der Akademie belegen die malerische Variationsbreite innerhalb der Serie. Ein wenig geraten sie aber auch miteinander in Konflikt, denn die Dynamik des jeweiligen farbigen Bildgefüges, die eruptive Kraft des Geschehens, die nach außen drängt und sich über den Bildrand hinweg in den Raum fortzusetzen scheint, benötigt Platz. Und so kommen diejenigen Arbeiten am besten zur Geltung, denen eine Einzelwand vergönnt ist. Und doch, so mag man einwenden, ist die Natur selbst auf ein Kräftemessen in ein und demselben Raum angelegt, eine Vielfalt an oftmals gleichzeitigen Phänomenen existiert, die in der Abfolge der Bilder Bernd Zimmers an der Stirnwand des großen Saals der Katholischen Akademie auf gewisse Weise ihr Äquivalent findet. Für die Besucher ist es ein Erlebnis, mit der geradezu kosmischen Kraft dieser starkfarbigen, hochenergetischen Malerei konfrontiert zu sein, rührt diese doch unmittelbar an ein durchaus spirituell zu nennendes Grundempfinden, den Mächten der Natur, – oder einer wie auch immer gearteten göttlichen Größe –, ausgeliefert zu sein.



»Langsam entwickelt sich ein Bild, auch eine Ordnung, mein Cosmos entsteht«, so Zimmer zu seinem Zyklus. »Es sind mehrere Schüttungen, die zu einer Tiefe führen, die den nächtlichen Himmel suggerieren. Er erscheint uns undurchdringlich, tief dunkelschwarzblau. Das liegt wahrscheinlich an unserer Unfähigkeit, die gesamte Strahlung, die aus dem All kommt, zu sehen. Die Rezeptoren unserer Augen sind nicht sensibel genug. Doch die fossile, für uns unsichtbare Strahlung ist allgegenwärtig und permanent. Das bedeutet, dass es keine Nacht gibt, dass diese in den Bereich des Scheins gehört. Nicht der Himmel ist dunkel, sondern unser Blick.«

ALEXI TSIORIS

Flaum & Flitter

Galerie Jahn | Baaderstr. 56b | bis 4. März Di bis Fr 11–18 Uhr, Sa 11–14 Uhr

Die Präsentation der Werke von Alexi Tsioris im lichten Ausstellungsraum der Galerie Matthias Jahn folgt einem sorgfältig überlegten, mit hohem ästhetischen Anspruch umgesetzten Konzept. So bildet die kompakte, büstenartige Plastik aus Aluminium das Pendant zu der ebenfalls geschlossenen, aber mehr organisch wirkenden Formation aus Gips. Die beiden unterschiedlichen Arbeiten flankieren die wiederum ganz anders geartete Gruppe der drei filigranen Bronzegüsse, die sich in linearem, ornamentalem Gestus in den Raum winden. In einem scheinbar intuitiven, und doch überlegt gesteuertem Schaffen sind in den Arbeiten abstrakte wie figurative Elemente zueinandergefügt. Manche Elemente machen den Werkprozess sichtbar: Handabdrücke und Kerben lassen den Körpereinsatz erkennen, mit dem das Material vorab geknetet und bearbeitet wurde. Man meint den Einfluss von Norbert Prangenberg zu spüren, dem 2012 verstorbenen Leiter der Keramikklasse an der Münchner Kunstakademie, der ebensolche Spuren des handwerklichen Schaffens zum Bestandteil seiner fantasievollen Keramiken machte. Der 1982 in Athen geborene Tsioris hatte in München Bildhauerei bei Nikolaus Gerhard studiert, von 2007 an als dessen Meisterschüler. 2011 wurde er mit dem Kunst-

preis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste ausgezeichnet.

In den Sockeln, die als skulpturale Elemente jeweils zu den Arbeiten von Alexi Tsioris gehören, ist die Form der auf ihnen präsentierten Objekte gespiegelt: Den beiden geschlossenen Plastiken sind durchbrochene, auf Beinen stehende Unterbauten zugeordnet, die drei linearen Raumzeichen stehen auf kompakten, mehrkantigen Blöcken. Dem sich auf diese Weise harmonisch fügenden Ensemble ist an den umlaufenden Wänden eine Reihe abstrakter Monotypien gegenübergestellt, deren lineare Kompositionen die sowohl organischen wie amorphen Formelemente der Objekte aufgreifen. Das zeichnerische Werk von Alexi Tsioris wirkt fließend und elegant, etwa die in einem separaten Raum präsentierten großformatigen Unikat-Linolschnitte, auf denen eine weiße Linie auf schwarzem bzw. blauem Grund filigrane, objekthaft wirkende Formen umreißt.

ZEICHNUNGEN LIANE BIRNBERG – TEXTE JOHN BERGERS

Gewidmet John Berger (5.11.1926–2.1.2017)

Florian Sundheimer Kunsthandel | Odeonsplatz 16 | bis 18. Februar | Mi bis Fr 14–18.30 Uhr, Sa 11–14 Uhr

Als John Berger am 2. Januar dieses Jahres im Alter von 90 Jahren starb, stand die Ausstellung anlässlich der Buchveröffentlichung von »garden on my cheek« mit poetischen Texten des renommierten britischen Kunstkritikers, Autors und Malers und Zeichnungen von Liane Birnberg (*1948 in Bukarest) längst fest. Die einfühlsame und sinnliche Präsentation der englischsprachigen Lyrik und der zarten Papierarbeiten aus der dritten und letzten gemeinsamen Publikation ist nun ungeplant zur Gedenkausstellung geworden. Teils an den Wänden, teils in Vitrinen sind die Blätter zu betrachten und die aus dem Buch herausgelösten Textseiten zu lesen. Nicht illustrierend, sondern als eigenständige Arbeiten in ihrer Tiefe und subtilen Gestimmtheit den Versen verwandt, eröffnen die Zeichnungen wie diese Welten, in deren Ergründung man sich verlieren kann. Wo John Berger mit Worten assoziative und vielschichtige Bilder hervorruft, entwirft Liane Birnberg abstrakte Kompositionen aus unterschiedlichen Formen und Strukturen. Sie bearbeitet die zarten Seidenpapiere mit Tusche, Graphit oder Pigmenten, sie zerknüllt, glättet und perforiert sie, appliziert fremde Materialien, unterlegt sie mit Buchseiten oder Zeitungen, reibt sie wieder ab. Ihr Arbeitsprozess beinhaltet immer wieder auch den Akt des Zerstörens. Jedes Blatt ist anders, die Technik der Arbeiten nicht immer ergründbar, manche sind zart und durchscheinend, nur auf die Betrachtung aus der Nähe angelegt, andere wirken auf die Entfernung kräftig, erweisen sich aber als ebenso detailreich, wenn man nahe an sie herantritt. Liane Birnberg verband eine langjährige Freundschaft mit John Berger. Die Rumänin jüdischer Abstammung – ihre Eltern waren im KZ interniert – studierte zunächst Musik am Konservatorium in Bukarest und gründete 1973 die erste Frauenpopsband Osteuropas. 1978 verließ sie Rumänien, kam nach Deutschland und studierte dann Kunst in Atlanta. Heute lebt sie als Malerin und Komponistin in Berlin. 2006 erschien »words from a foreign language«, 2011 »because wings are made to fly«, die beiden vorigen Künstlerbücher in Zusammenarbeit mit John Berger. Der war selbst als Maler und Zeichner tätig und verbrachte die letzten Lebensjahre in seinem Haus in einem Vorort von Paris. Geboren nahe London, studierte Berger zunächst Malerei. Er schrieb Prosa und Lyrik und war prominent als politisch denkender und engagierter Intellektueller, hochgeschätzt vor allem für seine Kunstkritiken, Essays und Künstlerbiografien – allesamt unkonventionelle Schulen des Sehens. ||

Anzeige

Die 11. Münchner Bücherschau **11. junior** FÜR KINDER UND IHRE FAMILIEN 11. März bis 19. März 2017 im **Münchner Stadtmuseum**

Mit spannenden Autorenbegegnungen, Kindertheater, Foto-, Schnitz- und Papier-Workshops und vielem mehr.

Programm unter www.muenchner-buecherschau-junior.de oder im Buchhandel

Buchausstellung täglich von 9.00 bis 19.00 Uhr | Eintritt frei

Partner: Bayerische Staatsbibliothek, BR KLASSIK, ZEPH, cbj, ZEPH, Leo

Mehr als Gold

Verrückte Dinosaurier, kühn gefasste Steine und Kragenschmuck – Anfang März finden sich wieder Schmuckkünstler von Weltklasse in der Landeshauptstadt ein.

RONJA LOTZ

Schmiegsam soll er sein, der Schmuck. Dekorativ, zur Verschönerung des Trägers beitragend und natürlich repräsentativ. Schmiegsame Zierarten, die sich der menschlichen Gestalt anpassen, so zumindest der Wortlaut des Grimm'schen Wörterbuchs. Doch diese Definition fasst nicht die neueste Spielart dieses Kunsthandwerks, nämlich die des Autorenschmucks. Es ist der Schmuck, der sich über die Grenzen der Tragbarkeit und der gewohnten Materialien hinwegsetzt und so von einem Gebrauchsobjekt zu einem Miniatur-Kunstwerk wird. Genau diese Art von Schmuck findet man in der Woche vom 8. bis zum 14. März überall in München. Und zwar anlässlich der Sonderschau SCHMUCK im Rahmen der Internationalen Handwerksmesse. Die Präsentationen dort in Halle B1 begleitet ein buntes Programm von über 49 Veranstaltungen in der Stadt.

Wie für den Autorenschmuck, der oft auch als »Anti-Schmuck«, »autonomer Schmuck« oder »Modern Jewellery« bezeichnet wird, üblich, steht nicht das traditionelle Handwerk und auch nicht der Materialwert im Mittelpunkt. Es geht um nichts Geringeres als die Freiheit der Kunst und das kritische Hinterfragen des Materialcharakters. So könnte zumindest die Antwort auf die Frage »Und so etwas soll Schmuck sein?« lauten.

Ein Beispiel für so ein Potpourri aus Materialien ist die Brosche von Felieke van der



Leest namens »Lunatia Velociraptorina«. Ein verrückter Dinosaurier also und genau so sieht er aus: Ein Dinosaurierkopf steckt in einer kleinen gehäkelten, rosa Zwangsjacke. Seine Augen funkeln wild, es sind Zirconia. Unten schließt die Brosche wie ein gerüschtes Tütü ab, in dem ein Eisstieler steckt. Ein typischer Mix aus Trash trouvées. Die Niederländerin van der Leest sagt selbst über ihre Arbeiten: »When I am working with toys, I feel like a child.« Wobei das Unkundige täuscht, wenn man bedenkt, dass die Künstlerin zu den Etablierten der Autorenschmuck-Szene gehört.

Karl Fritsch, ehemaliger Schüler von Otto Künzli, dem Professor für Schmuck und Gerät an der Münchner Kunstakademie, der 1980 mit »Letzte Arbeit in Gold – Gold macht blind« den Wert des Edelmetalls gewitzt in Frage stellte, bedient sich einer ebenso radikalen Formsprache. Auch wenn Fritsch im Gegensatz zu der Niederländerin mehr auf Materialwert setzt, zeichnet beide doch eine eindeutige Handschrift aus. Fast schon verachtend durchbohrt der Allgäuer Perlen und teure Edelsteine. Diamanten verschwinden beinahe gänzlich in ihrer Fassung. Und auch auf der diesjährigen Sonderschau stellt Fritsch Ringe aus, die die traditionelle Art des Steinfassens aufweichen – gewohnt rebellisch und unkonventionell. Früher sagte er einmal, er wolle »hässlichen Schmuck« machen. Glücklicherweise gelingt ihm das immer noch nicht.

Wen es indes nach Unbekanntem dürstet, dem dürfte der gefiederte Kragenschmuck der Französin Marion Delarue gefallen, bei dem sie chinesische Handwerkskunst neu interpretiert. Dass die junge Französin mit dabei ist, ist dem Auswahlverfahren von Cornelia Holzach zu verdanken. Die Direktorin des Schmuckmuseums in Pforzheim wählte als diesjährige Kuratorin der Sonderschau SCHMUCK nach

Fotografien aus. So ergab sich die Chance, dass ein relativ unbekannter Newcomer neben den alten Hasen des Autorenschmucks in der Vitrine ausgestellt wird. Das macht den Reiz der Schau aus, betont Wolfgang Lösche vom Team der Handwerkskammer, die traditionell die Sonderschau organisiert. Jedes Jahr wird unter dem Label »Klassiker der Moderne« ein markantes Lebenswerk gewürdigt, diesmal Renate Heintze (1936–1991), die Begründerin der Autorenschmuck-Bewegung in der DDR.

Und wer sehen möchte, wie die Künstler solche Miniatur-Kunstwerke entwickeln, dem sei die Ausstellung »Private Confessions« bis 7. Mai in der Villa Stuck empfohlen (Eröffnung: 9. März, 19 Uhr). Skizzen und Zeichnungen von zahlreichen Koryphäen des Autorenschmucks wie etwa Annamaria Zanella, Otto Künzli oder des 2015 verstorbenen Manfred Bischoff sind hier zu sehen. Wobei ausgesprochenen Manfred-Bischoff-Fans die Ausstellung in der Galerie Handwerk besonders schätzen dürften. 17 renommierte Künstler haben hier bei einer »Hommage an Manfred Bischoff« mitgewirkt. Teils sind es Weggefährten, Kollegen und geliebte Menschen, die speziell für diesen Anlass Schmuckstücke im Andenken an Bischoff geschaffen haben (Max-Joseph-Str. 4, Eröffnung: 8. März, 19 Uhr; bis 4. April).

Um bei den zahlreichen Events und Ausstellungen in der Stadt nicht den Überblick zu verlieren, organisiert die Klasse von Karen Pontoppidan (Künzlis Nachfolgerin an der Akademie) übrigens etwas besonders Praktisches: eine Tour de Munich und das 12 Mal in verschiedenen Sprachen. Schließlich kommen Schmuckinteressierte aus der ganzen Welt in dieser Woche nach München. Man trifft sich zum ersten Mal am 10. März um 12 Uhr in der Eingangshalle der Akademie. Und dann geht es los – auf zu jenen Orten, wo Schmuck mehr als nur anschiegsame Dekoration, nämlich ein Statement ist. ¶

Felieke van der Leest:

»Lunatia Velociraptorina«,

Brosche | 2016 | Argentium, Zirconia, Plastik, Stoff
Foto © Eddo Hartmann

Marion Delarue: »Feng Huang«,

Kragenschmuck | 2016 | Reispapier-maché, Silber, Stahl, Kranich-, Hühner-, Enten-, Pfauen-, Fasanenfedern,
11 x 7 x 0,3 cm | © Marion Delarue

Karl Fritsch: Ohne Titel, Ring

2015 | Silber, Saphir, 8 x 2,5 x 1,5 cm
© Karl Fritsch

Auf der Sonderschau SCHMUCK stellen Künstler aus 31 Nationen aus, darunter der Iran und Mexico. Hier eine Auswahl von Tipps zu den zahlreichen Sonderveranstaltungen (siehe auch Seite 16). Einen Schmuck-Stadtplan aller Präsentationen und Events gibt es auf der Messe und im Netz unter <http://www.ihm-handwerk-design.com>. Auch ist die Schmuckwoche auf Instagram unter dem Hashtag #MJW17 zu finden.

TOUR DE MUNICH DER AKADEMIE-SCHMUCKKLASSE

10. März, 12 Uhr, Meeting-Point: Eingangshalle der Akademie, Akademiestr. 2 | weitere Termine: www.tourdemunich.thehomeofjewellery.com

DORIS BETZ – SCHMUCK UND ZEICHNUNG Bayerischer Kunstgewerbeverein

Pacellistr. 6–8 | Eröffnung: **23. Feb.**, 19 Uhr bis 1. April | Di–Fr 11–16 Uhr | **10. März**, 17 Uhr, **11. März**, 11–14 Uhr, **12. März**, 12–15 Uhr: Meet the Artist: Doris Betz

QUIDAM – OTTO KÜNZLI

Galerie Wittenbrink | Türkenstr. 16
Eröffnung **7. März**, 10 Uhr | bis **14. März**
Di–Sa 10–18 Uhr, Do bis 20 Uhr

BIKKURIBAKO KUNST-SCHMUCK-OBJEKTE (Takayoshi Terajima, Asako Takahashi, Kvetoslava Flora Sekanova, Seung Hye Ryu, Nelly Stein)

Kunstarkaden | Sparkassenstr. 3 | Eröffnung **7. März**, 19 Uhr | bis **8. April**, Di–Sa 13–19 Uhr, So/Mo 13–19 Uhr | Tel. 089 23323784

DIE MÜNCHNER ZEIT II

Galerie Spektrum | Theresienstr. 46 | Eröffnung **8. März**, 10 Uhr | bis **14. März**, 10–19 Uhr (Sa bis 14 Uhr) | www.galerie-spektrum.de

CRASH! BANG! WALLTOP!

tragbar Werkstatt Galerie für Schmuck
Zenettistr. 33 | Eröffnung **8. März**, 17 Uhr
9. bis 11. März, 12–19 Uhr, 12. März 10–14 Uhr

ACTION STAGE

Messegelände München, Halle B1
11. März, 16.30 Uhr: Talente Award, 17 Uhr:
Verleihung des Herbert Hofmann Preises
www.ihm-handwerk-design.com

Anzeige

**Wer Pflanzen liebt,
wird von diesem
Buch begeistert sein!**

In diesem Buch stellt der Spiegel-Bestseller-Autor Stefano Mancuso Entdecker vor, die sich den Pflanzen mit Leidenschaft gewidmet haben: Goethe, Darwin, Leonardo da Vinci und viele Andere – eine inspirierende Anthologie, ein Geschenk für jeden Naturliebhaber.

176 Seiten mit farbigem Bildteil
geb. mit Schutzumschlag
Euro 22,- (D) | 22,70 (A)
ISBN 978-3-95614-170-6

KUNSTSTADT MÜNCHEN
KUNSTSTADT MÜNCHEN

Die Künstlerin ist anwesend



Marina Abramović, gerade 70 Jahre alt geworden, erzählt ihr Leben als Gesamtkunstwerk.

Performancekunst: Das ist für viele eigentlich kunstinteressierte, offene und neugierige Menschen der Moment, in dem sie aussteigen. Zu abstrakt, zu gewollt, zu kryptisch ist das, was der Künstler da anbietet, zu schwer zugänglich, nicht durchschaubar. Ein Superstar der Performancekunst beweist, dass das auch ganz anders sein kann. Programmatisch heißt Marina Abramovićs Autobiographie »Durch Mauern gehen«. Sie öffnet dem Leser ihre Welt auf so unpräzise Weise, dass man sich manchmal fragt, warum dies nicht viel mehr Künstlern gelingt. Ein Grund ist sicher, dass sie einen kongenialen Koautor hatte. Mit dem Schriftsteller und Bestsellerbiografen James Kaplan erzählt Marina Abramović ihr Leben von der Kindheit bis zu ihrem 70. Geburtstag, den sie im letzten November feierte.

»The Artist is present« heißt eine ihrer spektakulärsten jüngeren Performances, die im New Yorker MoMA Tausende von Besuchern anzog. Und so liest sich auch ihr Buch: Es ist, als säße sie vor dem Leser, dem sie ihre Geschichte erzählt. Sie beschreibt ihre Eltern,

die Jahre als Studentin in Belgrad und schließlich die Flucht aus der rigiden Kontrolle durch ihre Mutter, die eine hohe Kulturfunktionärin in Serbien war. »Ich bin die Tochter von Partisanen«, sagt die Callas-Verehrerin, und charakterisiert sich selbst als »Kriegerin«, als »die Spirituelle« und mit schöner Selbstironie angesichts ihres Privatlebens auch als »Jammertante«.

Marina Abramović macht nachvollziehbar, warum die Kunst für sie der Weg zur Freiheit ist. Ihre Erkenntnisse über Erfolg und Scheitern, Liebe und Trennung, Leben und Tod formuliert sie mit bestechender Klarheit. »Kunst muss ein Teil des Lebens sein. Kunst muss allen gehören« ist eine der Einsichten, die ihre Arbeiten maßgeblich geprägt haben. Dass sie auf den letzten Seiten ein wenig pathetisch wird, verzeiht man der Meisterin der Reduktion gern: »Es geht um die Menschheit, um Demut und Gesamtheit. Es ist sehr simpel. Vielleicht können wir gemeinsam das Bewusstsein ändern und die Welt verändern. Und damit können wir an jedem beliebigen Ort anfangen.« || cp

MARINA ABRAMOVIĆ:
DURCH MAUERN GEHEN
Luchterhand, 2016 | 474 Seiten, 141 Abb.
28 Euro

Schmuck und Fragen

Die Kunstkritikerin Hanne Weskott ist gestorben.

Die Kunst war ihr Lebenselixier. Hanne Weskott ist aufgeblüht, wenn sie vor den großen Originalen stand, wie noch vor einem Jahr im niederländischen s'Hertogenbosch. Dann kam es schon mal vor, dass sie die Kollegen vor Begeisterung am Ärmel gepupft hat: »Da schau, der Bosch kleckert auf der Rückseite doch rum wie der Jackson Pollock ... und hier diese verwirbelten kleinen Blumen.«

Völlig klar, eine junge Frau mit diesem Auge musste Kunstgeschichte studieren. Das mag zu Hanne Weskotts Zeiten nicht ganz selbstverständlich gewesen sein – sie wurde 1945 im böhmischen Budweis geboren und wuchs dann in Weilheim auf. Doch die Apothekerfamilie, die bald nach München zog, gab ihrem Hunger nach Schönheit und Bildung Rückhalt. Und bei Lottisa Behling, der großen Blumenkundigen

unter den Kunsthistorikern war sie dann auch genau richtig – die Tobias-Geschichte in der Kunst war das Promotionsthema. 1967 hatte Hanne den evangelischen Theologen Stefan Weskott geheiratet, mit dem sie zwei Töchter bekam. Mit einer festen Stelle wäre das nicht so recht zu vereinbaren gewesen, also begann Hanne Weskott 1976 frei zu arbeiten. Als Kunstkritikerin bei der »Abendzeitung«, dann kam die »Süddeutsche«, der »Spiegel«, »Die Zeit«, für die »Zürcher« schrieb sie noch im Oktober über Heiner Friedrichs MAXIMUM in Traunreut – ihr Mann hat sie hingefahren –, und natürlich das Münchner Feuilleton.

Zeitgenössischer Schmuck war ihr Thema, mit großer Lust versenkte sie sich in die raffinierten Gestaltungsmöglichkeiten von Stein, Metall, Holz oder Plastik. Das hat die Leser angesteckt, die mit ihren Artikeln dann in die Ausstellungen zogen. Und wir? Haben ihre kritischen Fragen im Kopf, mit denen sie den Kunstdingen auf den Grund ging. Und ihr kerniges, herzhaftes Lachen, das so ansteckend – war. Hanne Weskott ist nach langer Krankheit am 28. Januar verstorben. || cis

Nicht verpassen!

bis 25. Februar

BAYERISCHE KUNSTFÖRDERPREISE BILDENDE KUNST 2016
ANNA MCCARTHY / JAKOB EGENRIEDER / MIHO KASAMA / FUNDA GÜL ÖZCAN / FELIX LEON WESTNER

Galerie der Künstler | Maximilianstr. 42
Mi, Fr bis So 11–8 Uhr, Do 11–20 Uhr

Neue künstlerische Techniken zu entwickeln, neue Bildformen zu prägen, das sollte man von der jungen Generation nicht automatisch

erwarten, auch wenn es sich um »außergewöhnliche, begabte Künstlerinnen und Künstler aus Bayern« handelt, wie sie der Kunstförderpreis des Staatsministeriums auszeichnet. Aber es gibt viel zu entdecken in der Ausstellung der Prämierten in der Galerie der Künstler. Der Spezialpreis für »Sound und Geräusche« ging an Anna McCarthy, und es lohnt sich, in ihrem Assemblage-Raum mit Zeit und Zeitungen, einem Geisterfänger aus Objekten (inklusive Breze) und Fernsehen auf die Reise zu gehen und ihrem Gedicht-Monolog zu folgen. Still poetisch, von Motorbrummen und Licht belebt ist der wundersame Schaukasten der Videokünstlerin Funda Gül Özcan, an dem man sich nicht sattsehen kann. Multi- und intermedial arbeitet auch Miho Kasama aus Nürnberg, die einzige Nichtmünchenerin. Sie übersetzt zweidimensionale Landschaft in Technik und Akustik: mit streng skulpturalen Winkelreflektoren und einem

Hörspiel zur Technologie des Radars. Während Felix Leon Westner Zeitspuren und Zeichen seiner Live-Performance zur Deutung



Funda Gül Özcan: It's time to say hello at the East Pole 2016 | Multimedia-Diorama | © www.f-u-n-d-a.com

freigegeben hat, lässt der Bildhauer Jakob Egenrieder in einem Stop-Motion-Video die Künstlerexistenz abschnurren.

bis 5. März

EKENSUND IM KREISE DER KÜNSTLERKOLONIEN AN DER OSTSEE

Gemäldegalerie Dachau | Konrad-Adenauer-Str. 3, 85221 Dachau | Di–Fr 11–17 Uhr, Sa/So/Fei 13–17 Uhr | Führung am **12. Feb./5. März**, 14 Uhr

Der Name ist verblasst, und doch gehörte das Fischerdorf Ekensund an der Flensburger Förde ab 1875 zu den wichtigen Künstlerkolonien, als Freilichtmaler Stimmungsmotive entdeckten und Atmosphären schilderten: malerische Ziegeleien am Ufer, den Schiffsverkehr und die Fischer, Wellenspiel und Meeresleuchten. Die Professoren Gustav Schönleber aus Karlsruhe und Professor Eugen Dückler aus Düsseldorf kamen mit ihren Schülern ebenso wie der spätere Dachauer Arthur Langhammer, Walter Leistikow aus Berlin und der Münchner Sezessionist Otto Heinrich Engel. 1920 wurde Ekensund dänisch – kein Ort mehr für deutsche Künstler.

Anzeige

<p>Daniel Barenboim spielt die Klaviersonaten von Franz Schubert MO · 20.2.17 · Philharmonie Sonaten Es-Dur D 568, a-moll D 784, D-Dur D 850 „Gasteiner Sonate“ MI · 22.2.17 · Philharmonie Sonaten a-moll D 845, B-Dur D 960</p>	<p>25 Jahre Singer Pur Das Jubiläumskonzert MI · 8.3.17 · 20 Uhr · Prinzregententheater</p>	<p>Rafał Blechacz Klavierabend Werke von Bach, Beethoven und Chopin SO · 5.3.17 · 19.30 Uhr Prinzregententheater</p>	<p>Rotterdam Philharmonic Orchestra Chopin: Klavierkonzert Nr. 1 e-moll Dvorák: Symphonie Nr. 8 G-Dur Jan Lisiecki, Klavier Yannick Nézet-Séguin, Leitung MO · 20.3.17 · 20 Uhr · Philharmonie</p>	<p>The King's Singers Sabine Meyer, Klarinette Göran Söllscher, Gitarre Knut Erik Sundquist, Kontrabass DI · 28.3.17 · 20 Uhr Prinzregententheater</p>
<p>Gerhard Oppitz & Enoch zu Guttenberg Beethoven: Klavierkonzert Nr. 5 Es-Dur Dvořák: Symphonie Nr. 8 G-Dur Orchester der KlangVerwaltung MI · 22.2.17 · 20 Uhr · Herkulessaal</p>	<p>Nobu Tsujii Klavierabend Werke von Bach, Mozart und Beethoven FR · 24.2.17 · 20 Uhr Prinzregententheater</p>	<p>Franzi Tanz! (Franz) „Für immer im Gedächtnis, im Gemüt“ SZ „Immer schon gehnt, noch nie gehört“ FAZ DI · 14.3.17 · 20 Uhr · Prinzregententheater</p>	<p>Sonya Yoncheva Ausgewählte Arien und Orchesterwerke von Händel und Rameau Academia Montis Regalis Alessandro De Marchi, Leitung FR · 31.3.17 · 20 Uhr Prinzregententheater</p>	<p>Pepe Romero Bizet: L'Arlésienne-Suite Nr. 2 Rodrigo: Concierto de Aranjuez für Gitarre und Orchester Ravel: Rapsodie espagnole, Boléro Enrico Delamboy, Leitung FR · 31.3.17 · 19.30 Uhr · Philharmonie</p>
<p>Gidon Kremer & Martha Argerich Kremerata Baltica Konzert zum 70. Geburtstag von Gidon Kremer MI · 8.3.17 · 20 Uhr · Philharmonie</p>	<p>Matthias Goerne Schubert: Ausgewählte Lieder Schubert: Streichquartett d-moll „Der Tod und das Mädchen“ Kammerorchester des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks Radoslaw Szulc, Leitung SO · 5.3.17 · 11 Uhr Prinzregententheater</p>	<p>Martin Grubinger Dun: Schlagzeugkonzert „The Tears of Nature“ Eötvös: Schlagzeugkonzert „Speaking Drums“ Tschaiakowsky: Symphonie Nr. 4 BBC Philharmonic Orchestra · Juanjo Mena, Leitung DO · 16.3.17 · 20 Uhr · Philharmonie</p>	<p>Martin Stadtfeld Klaviermatinée Bach: Kanonische Variationen über ein Thema Friedrichs des II. Chopin: 24 Etüden op. 10 und op. 25 SO · 2.4.17 · 11 Uhr Prinzregententheater</p>	<p>The Princess of Accordion Ksenija Sidorova & Ensemble „Carmen“ SO · 26.3.17 · 15.30 Uhr Prinzregententheater</p>

Auch die Leuchte hat Gelenke

Tobias M. Draeger präsentiert wieder sein erfolgreiches Solo mit Lichtspender, diesmal im Muffatwerk. Ein Gespräch über das kleine Format.

Das Leben als Büro: Tisch, Stifte, Post-its und eine Schreibtischleuchte, ein Mann zwischen Organisation und Chaos. »Daily Madness« heißt das Solo von und für Tobias M. Draeger. Der gebürtige Münchner hat Film und Physical Theatre Studies absolviert sowie Contemporary Dance am Konservatorium Wien und am SEAD in Salzburg studiert. Von Wien und München aus arbeitet der 35-Jährige für Film- und Theaterproduktionen, als Tänzer, Choreograf und Coach. Gerade ist er mit Choreografie und Mouvement Creation für den neuen Film des österreichischen Regisseurs Markus Schleinzer (»Michael«, 2011) beschäftigt. 2014 erhielt er die Münchner Debütförderung, und der Tanzjournalist Arnd Wesemann hat ihn 2015 als Newcomer gewürdigt, denn Draeger fand erst spät zum Tanz: durch einen Workshop und die nachfolgende Audition bei Quan Bui Hgoc von der belgischen Kompanie Les Ballets C de la B.

Herr Draeger, Sie arbeiten ja nicht nur als Tänzer.

Ich bin relativ vielseitig aufgestellt und die Berufsfelder, in denen ich arbeite, sind divers. Als Tänzer hat mich die belgische Szene am meisten geprägt, weil ich da die Offenheit spürte, dass mit Menschen gearbeitet wird – egal was sie für einen Background haben, Tänzer, Schauspieler, auch Amateure, die, etwa bei Alain Platel, auf ein hohes Niveau gebracht werden.

Wie kam es dazu, dass Sie 2015 Ihr Solo in den Kammer spielen uraufgeführt haben?

Ich habe Geduld bewiesen. Ich hatte zuvor schon mal angefragt und mich auch überall anderswo umgeschaut. Es ging mir darum, den richtigen Raum für das Stück zu finden. Der damalige Dramaturg Matthias Günther mochte meine Arbeit – und dann hat sich eine Lücke aufgetan.

Und im Muffatwerk haben Sie ja beim Rodeo-Festival 2016 Ihre »Soloplatzform« gezeigt.

Ich bin mit dem Stück schon viel international getourt und hatte überlegt, eine Museumsvariante zu machen – denn es gab Feedback, das Stück hätte etwas stark Epochales, Museales. Jetzt bin ich doch wieder in einem Theaterraum. Die kleinste Bühne war einmal in einem alten Kloster, sechs mal sechs Meter. Die große Variante ist 25 mal 25 Meter, deshalb wäre auch die große Muffathalle für mich verlockend gewesen.

Kreiert man ein Solo, weil man selbstbestimmt forschen will oder weil es kostengünstig zu erarbeiten ist?

Ich wollte eigentlich nie ein Solo machen. Aber – das musste raus. Ich habe keine Förderung bekommen und alles selbst finanziert. Damals habe ich in zwei verschiedenen Kompanien getanzt – mit Quan Bui Ngoc von les Ballets C de la B hatte ich zwei Produktionen und mit Kristel van Issum bei Trash in Holland – und habe das Geld in die Produktion gesteckt und Leute dazugeholt. Für ein größeres Team hätte es nicht gereicht.

Wie lange haben Sie daran gearbeitet?

Die Vorbereitungszeit dauerte über eineinhalb Jahre und das Erarbeiten, in Blöcken, ging auch über ein Jahr. Mich hat fasziniert und schockiert, wie schnell Menschen in eine Schwere reinkippen können und dann in dem Stressmoment drinbleiben. Dafür wollte ich ein Format finden, und das gleichzeitig auch auf eine humorvolle Art zeigen. Schauen, wo die Leichtigkeit in der Schwere stecken kann.

Mit Materialitäten zu choreografieren ...

Das war schon immer mein Ding! Ich bin handwerklich orientiert – und ich habe über 15 Jahre Handball gespielt. Hatte also immer eine starke Affinität zu Dingen in meinen Händen. Ich arbeite immer gern im Team. Und weil ich ja eigentlich nie ein Solo machen wollte, lag es auf der Hand, Gegenstände zu haben, die mit mir auf der Bühne waren und lebendig geworden sind.

Bei der Premiere zum Beispiel hat die Lampe Dinge getan, die sie im Probenprozess übers Jahr nie zuvor gemacht hatte. Schön, dachte ich mir nach der Vorstellung, dass ich eine Mitstreiterin habe.

Wie war es beim Wettbewerb der euro-scene Leipzig für das beste Tanzsolo, wo Sie den zweiten Preis gewonnen haben?

Spannend. Weil ich ja ein kompletter Quereinsteiger bin, der erst mit 28 Jahren zu tanzen begonnen hat. Ich war umgeben von Profis, die das von Kindesbeinen an tun. Ich hatte den



Der mit der Lampe tanzt: Tobias M. Draeger am Schreibtisch (rechts) und mit seiner Lichtquelle | © Anna Peisl (2)



Wettbewerb zuvor schon länger verfolgt, mich aber nie beworben, auch nicht mit anderen Stücken. Jetzt dachte ich mir, ich muss es machen, sonst ... Dementsprechend aufgeregt war ich, dann auch von der Auszeichnung überrascht. Und es war eine Herausforderung, weil man dort – auf einem runden Tisch von sieben Metern Durchmesser – nur fünf Minuten zeigen kann. Ich musste aus dem langen Stück etwas auskoppeln, was die Kraft behält, zumal ich ja mit kompletter Dunkelheit spiele, was in diesem Raum so nicht gegeben war. Dass das Publikum dort rundherum sitzt, hat gut funktioniert, ähnlich wie bei einem Try-out, das ich in Berlin in einem Zirkuszelt gezeigt hatte. Denn mir kommt es darauf an, die Leute stärker als in einer normalen Theatersituation sinnlich mit einzubinden.

Damit sie im Dunkeln nicht einschlafen?

Das ist eine interessante Frage, die ich mir so noch nicht gestellt habe (lacht). Bei mir habe ich bisher niemanden schnarchen gehört. Ich habe mich stark damit auseinandergesetzt, auf der Bühne zu wissen, was man vom Publikum fordert, in welcher Verantwortung Zuseher und Performer stehen. Gerade bei einem Solo, wo ich es als Zuschauer oft narzisstisch und anmaßend fand, was der Tänzer da gemacht hat. Und durch die Lampe entsteht eine Sensibilität, die sehr zerbrechlich sein kann – in beide Richtungen. Sehr herausfordernd. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

TOBIAS M. DRAEGER: DAILY MADNESS

Muffatwerk | Zellstr. 4 | 23./24. Feb., 20 Uhr

Tickets: produktion@draegeruco.com, www.muffatwerk.de

AUFTAKT
Rhythm Section
 20.2. – 17.4.2017
Anne Pfeifer
 25.2. – 23.4.2017

85354 Freising, Am Schafhof 1, www.schafhof-kuenstlerhaus.de

Schafhof
Europäisches
Künstlerhaus
Oberbayern

bezirk oberbayern

RADSPIELER

Seit 1841

Möbel
Stoffe
Mode
und
mehr!

Hackenstraße 7 · 80331 München
 Telefon 089-23 50 98-0 · Fax 089-26 42 17
 www.radspieler.com

Anzeigen

CARMEN KOVACS

Ballettgala in München. Das heißt doch eigentlich Sehen und Gesehenwerden, Champagner und Chanel, Tschaikowsky vs. Swarovski. Im Prinzregententheater lag davon erstaunlich wenig in der Luft. Dafür Eheringe, Perlenohren. Auf der Bühne der wahre Schmuck, die Perlen der Ballettgeschichte: »Schwanensee«, »Der Nussknacker«, »Romeo und Julia« et cetera. Auf jeden Fall ein bisschen zu viel Petipa. Und schaute man ins Programm, wusste man schon vorher, dass einem von den vielen Fouettés schwindelig werden wird. Aber immerhin durften die Tanzenden selbst ihre Favoriten wählen. Und wie nicht anders zu erwarten, ist dieses Wunschkonzert im Januar ein Showing off vom Feinsten geworden.

Tatiana Tiliguzova und Dmitri Vyskubenko (»Der Nussknacker«) hatten mit ihrem Pas de deux einen nicht ganz so leichten Start, muss man sich doch erst einmal an die Musik vom Band und das blaue Licht der Operafolie (#80ies) gewöhnen. Aus dem Zusammenhang und der Energie der Vorstellung herausgenommen, besteht für die einzelnen Darbietungen die Gefahr, entweder kraftlos daherzukommen oder zur Zirkusnummer zu mutieren. Daher ist es notwendig, auf das Charakteristische der Tänzerinnen und Tänzer zu setzen. Und natürlich geht es auch darum, wer mit wem. Prisca Zeisel und Erik Murzagaliyev (»Schwanensee« und »Spartacus«) beispielsweise sind ein Paar, wie man es sich wünscht: technisch aufeinander abgestimmt und mit emotionalem Ausdruck in jeder Berührung. Die weich in den Rücken fallende Zeisel wird, und das sieht man viel zu selten, von ihrem Partner mit einer Tatsächlichkeit angesehen, dass wir ihnen alles glauben mögen. Besonders sympathisch als Paar: Mai Kono und Javier Amo (Frederick Ashtons »Frühlingsstimmen«). Sie bezaubernd luftig und verträumt, er scherzhaft neckend und agil. Ein ähnlich gutes Gefühl hinterlassen Elizaveta Kruteleva und Adam Zvona (»Die Flamme von Paris«). Mit Kraft und heiter im Ausdruck dreht Kruteleva, und wenn Zvona springt, ist nicht nur das Publikum, sondern auch er selbst begeistert. Gute Laune. Ganz anders überzeugen Ksenia Ryzhkova und Alexander Omelchenko (»Raymonda«), die mit Glanz und Würde die Bühne zu füllen wissen. Natürlich gibt es auch hier Virtuosität und scharfe Beine, aber Ryzhkovas großes Plus ist ein Gesicht, das sich unterscheidet. Eine gute Entscheidung, sie für das Balkon-Pas-de-deux aus Crankos »Romeo und Julia« mit Jonah Cook zusammenzubringen. Das ist mehr eine Szene als ein Bravourstück für tänzerisches Können. So kommt Cook zwar nicht wirklich auf seine Kosten, aber dafür ein bisschen Inhalt in den Abend. Er ist ja ohnehin nicht nur einer der Spitzentänzer, sondern auch so ziemlich der beste Schauspieler des Ensembles.

Natürlich gibt es auch die absoluten Publikumsliebhaber. Ganz vorne mit dabei war das neue Vorzeigepaar Ivy Amista und Osiel Gouneo (»Don Quijote«). Nach der erfolgreichen »Spartacus«-Premiere im Dezember sieht man besonders Gou-

neo seinen Übermut an, und der steht ihm gut. Während Amista kokett, spitz und kontrolliert im Passé, hie und da an ihre Grenzen stößt, scheint er sich mit seiner Energie fast an uns zu verschwenden – und doch immer noch nicht ganz ausgelastet zu sein. Er ist der Mann für die waghalsigen Sprünge (Double Cabriole, Jeté Cloche) und sie sehen bei ihm immer so aus, als hätte er sie grade erst erfunden. Dafür gab es Bravi wie aus einem Munde. Das andere Lieblingspaar des Abends durfte gleich zweimal brillieren. Maria Shirinkinas und Vladimir Shklyarovs Pas de deux aus »Le Corsaire« in Einzelheiten zu beschreiben, wäre wenig befriedigend. Präzision, Sprungkraft, Balance und Begeis-

terung, kurz: 100 Punkte. Mehr geht nicht? Eben doch. Das Juwel des Abends ist ohne Zweifel »Parting«, eine zeitgenössische Choreografie des Russen Yuri Smekalov, die er Shklyarov 2008 auf den Leib geschrieben hat. Ein Stuhl, ein Spot, ein Tango und zwei Menschen. Völlige Hingabe ist das, vertanzte Verausgabung, in die sogar das schwere Atmen mit hineinkomponiert wurde. Bordeaux ist nicht nur der Stoff, aus dem die Kostüme gemacht sind, sondern auch das Leiden und die Lust daran, der Überschwang. Man könnte meinen, sie hätten zu tief ins Glas geschaut – oder einfach in ihre eigene, endlos weite russische Seele. Und genau die wollen wir sehen. Das Publikum brennt. ||



Maria Shirinkina und Vladimir Shklyarov in »Parting« von Yuri Smekalov | © Wilfried Hölzl

Ein Gala-Abend mit den Stars des Staatsballetts.

Showing off

Julieta Figueroa und Zufit Simon | © Franz Kimmel

Mit »un-emotional« komplettiert und komprimiert Zufit Simon ihre choreografische Recherche über Emotion und Geste.



Abstrakte Körpermusik, konkrete Lachtränen

SABINE LEUCHT

Die Kinderstühlchen auf der Bühne des Schwere Reiter signalisieren Spaß. Die Gesichtsgymnastik, die die beiden Frauen darauf betreiben, sieht dagegen eher freudlos aus: einen Mundwinkel hochschnellen lassen, die Zähne fletschen. Dann versetzen sie ihre Oberkörper mit einem Ruck in Hochspannung, reißen die Münder auf und kippen die Köpfe nach rechts.

Gefühle zu zeigen, aber nicht so, wie sie einem entweichen, sondern als reine Geste und willentlich hervorgerufene Zuckung des Körpers, die dann möglicherweise ihrerseits Gefühle hervorruft, dies ist das Anliegen von Zufit Simons Trilogie über Emotion und Geste, die eigentlich keine Trilogie hätte werden sollen. Nun aber haben das vom 2013 entstandenen Duett bis zum finalen Trio gewachsene Material und die mitgewachsenen Fragen sogar noch einen vierten Teil gefordert, in dem die bisherigen Stücke gestrafft zu einem zusammengefasst wurden. Das chronologisch zuletzt entstandene »piece of something« wurde dafür neu einstudiert und steht nun im Zentrum des Kondensats, das geradezu programmatisch »un-emotional« heißt (am 3. und 4. März in den Berliner Uferstudios zu sehen).

Den Anfang machen Zufit Simon und Julieta Figueroa in »never the less« – beständig zwischen Lach- und Heulkampf kippend, wobei ihre Bewegungen nahezu gleich bleiben. Vielleicht ist das der Grund, weshalb in emotional brüchigen Phasen so gerne eins ins andere übergeht. Man sieht die beiden auch oft mädchenhaft kichernd die Hand vor den Mund oder einander kumpelhaft viel zu fest auf die Schulter schlagen. Und sie machen leise Körpermusik durch Atmen – und laute durch Kreischen, Lachen und Heulen. Das zieht sich – auch in der komprimierten Fassung –, das nervt und soll es auch. Denn in dem Moment, in dem die Interessantheit des Dargebotenen sich durch zu häufige Wiederholung verbraucht und die Gedanken abschweifen, beginnt die Wahrnehmung selbst zu flirren:

Gleichgetaktete wie gegeneinander arbeitende Überschwangs- und Untröstlichkeitslaute werden zum abstrakten Geräuschmaterial – zu Zeichen ohne Bedeutung, ja nicht einmal mehr Zeichen – und binden sich dann plötzlich doch an eigene Erinnerungen an hysterische Schulpausen mit konkreten Lachtränen in den Augen. Dabei haben die zwei Tänzerinnen an ihren Ausdrucksformen nichts geändert. Oder doch?

Von diesen Irritationen lebt Zufit Simons Art des Tanzens, die den mitarbeitenden Zuschauer fordert und braucht, gerade weil auf der Bühne so vieles weggelassen wird – oder sich erst offenbart, wenn ein Element verstummt. Dass das Eingangsdüett von einem leisen musikalischen Grundrauschen unterlegt ist, hört man zum Beispiel erst, als der Gefühlsärm abbricht.

Ganz anders arbeitet die israelische Tänzerin und Choreografin im Trio, das im stummen Einverständnis mit lauter elektronischer Musik zunächst nur die Oberkörper rhythmisch zucken lässt. »Piece of something« basiert auf Improvisationen, ist aber mit seinen scheinbar zufälligen Bewegungsverschiebungen unglaublich präzise gearbeitet. Doch anders als beim Rodeo-Festival 2014 war diesmal fast keinem im Publikum zum Lachen zumute. Selbst bei den lustigsten Dingen nicht, wie dem Hüpfen mit ausgestreckten Beinen auf dem Po. Man swingt mit, das schon. Und ist elektrisiert von den Beats und den Erschütterungen, die sie vermeintlich in die Körper treiben. Aber man spürt hier auch, wie fragil Zufit Simons hartnäckige Bewegungsstudien sind. Wie zugänglich und angewiesen auf Stimmungen. In ihrem in München entstandenen Solo »all about nothing« knipst Simon die Mimik wieder an, wenn auch sehr sparsam. Und sie arbeitet mit Sprache – vorwiegend Aussagen zu Gefühlen, die ihr Gesicht Lügen straft. Alles in allem kein gefälliger und kein spektakulärer Abend, aber einer mit viel Stoff zum Weiterdenken. ||

Anzeige

volks theater

URAUFFÜHRUNG
DOGTOWN MUNICH
VON HERBERT ACHTERNBUSCH
REGIE: PINAR KARABULUT
AB 12 FEB 2017
KARTEN 089.523 46 55

www.muenchner-volks-theater.de

Kulturpartner
BAVARIA



Blick in die Dauerausstellung »Literarisches München zur Zeit von Thomas Mann«
© Eva Jünger / Münchner Stadtbibliothek



Mann, Mann, Mann ...

FRANZ ADAM

Thomas Mann und kein Ende: Seit der Wiedereröffnung der Monacensia im Dezember, die jetzt nicht mehr als »Literaturarchiv«, sondern als »Monacensia im Hildebrandhaus« firmiert, scheint sich nach dem geläufigen Begriff »Goethezeit« (für die Literatur um 1800) ein neuer, Münchner Epochenname abzuzeichnen: die »Thomas-Mann-Zeit«, die Jahre von 1894 bis 1933 also, die TM in der Stadt verbrachte und die sich, Zufall hin oder her, ungefähr mit den Eckdaten der literarischen Moderne decken. Wer das Haus neuerdings von der Seite, durch das noch leere Café, betritt, gerät sogleich in das einstige hohe Atelier des Bildhauers Adolf von Hildebrand, den ehemaligen Lesesaal der Bibliothek, eine großzügige, helle Veranstaltungshalle nun, der die Arbeitstische, aber auch die Bücher abhandengekommen sind. Nur wenige finden sich zum Schmökern sichtbar in den Regalen verstreut; die früheren Präsenzbestände sind in den ersten Stock umgezogen oder zum größten Teil ins Magazin am Gasteingang abgewandert. Im Nachbarraum, wo früher der Zettelkatalog stand, eine Schatzkammer aus Blech mit Schlagworten und Personen, die noch den kleinsten historischen Zeitungsartikel verzeichnete (und weiter am Gasteingang benutzbar bleibt), erwartet den Besucher jetzt die Dauerausstellung.

Hier fand ein Paradigmenwechsel statt, ganz offenkundig. Zwar ist die Monacensia mit ihrer umfassenden und vorbildlich erschlossenen München-Spezialsammlung nach wie vor als Bibliothek benutzbar, deren Bestände der allfälligen Digitalisierung unterzogen wurden oder noch werden; in den Obergeschossen gibt es auch entsprechende Bücherzimmer (zu den Manns, Gegenwartsautoren, Comics und neuer Literatur zur Stadtgeschichte) sowie Arbeitsräume für Wissenschaftler. Doch im Zentrum steht seit dem Umbau fraglos die »Hausöffnung nach allen Seiten«, wie Leiterin Elisabeth Tworek betont (Münchner Feuilleton Nr. 57/2016). Der neuen, von Tworek kuratierten Dauerausstellung kommt dabei eine Schlüsselrolle zu, ist sie doch gleichsam die Visitenkarte des Hauses. Doch welches Bild vermittelt sie von der Stadt und ihrer Literatur? Ein irritierendes? Der mit eigenen Archivalien schön ausgestattete Begleitband verblüfft jedenfalls mit seinem Titelbild, denn es zeigt unter der Überschrift »Literarisches München zur Zeit von Thomas Mann« wie zum Trotz weder jenes noch diesen, sondern das Ehepaar Wedekind in Berlin.

Dass auf kleinem Raum nur ein schmaler Ausschnitt präsentiert werden konnte, ver-

steht sich von selbst; und die »TM-Zeit« drängt sich da für den zeitgeschichtlich interessierten Besucher geradezu auf, keine Frage. Geschickt ausgewählte Exponate aus dem Fundus wie die Schreibtische von Oskar Maria Graf und Frank Wedekind (nebst dessen Laute), auratische Objekte wie Erika Manns Reisekoffer und Uniformjacke, Liesl Karlstadts Klarinette, Grafs Schreibmaschine, Hörbeispiele, Wandzitate, Schautafeln, Videos vermögen aber kaum darüber hinwegzutäuschen: Inszeniert wird letztlich doch der Kanon, das allzu Bekannte, Immergleiche, und das weitgehend überraschungsfrei: TM & Familie, Thoma & Ganghofer. Graf & Horváth, Valentin & Karlstadt ... Das Bild, das hier von München als literarischem Ort in der dargestellten Zeit gezeichnet wird, kommt zwangsläufig nicht ohne Verzerrungen aus. Es fehlt schlicht zu viel, was nicht fehlen dürfte. Franziska zu Reventlow als Ikone der Schwabinger Boheme ist da, nicht aber der Kreis um Stefan George, in dem sie verkehrte, die »Kosmiker-Runde« mit Ludwig Klages, Alfred Schuler und Karl Wolfskehl. Ideologisch nicht opportunistisch? Zumindest Wolfskehl, der im neuseeländischen Exil starb, vermisst man schmerzlich. Von den Nationalsozialisten um seine Wirkung gebracht, führt sein Werk bis heute eine Schattenexistenz. Die Chance, dies zu ändern, wurde hier schlechterdings verschönt. Wer von der Münchner Moderne spricht, darf auch nicht, wie hier geschehen, die literarischen Instanzen Paul Heyse (Nobelpreisträger und Ehrenbürger) oder Michael Georg Conrad ignorieren, die das geistige München bis weit in die »TM-Zeit« hinein entscheidend prägten, auch wenn sie später in Vergessenheit gerieten. Conrads Zeitschrift »Die Gesellschaft« war das maßgebliche Forum des Naturalismus, weit über die Stadtgrenzen hinaus. Außer dem unvermeidlichen »Simplicissimus«, bei dem die Hausheiligen TM und Thoma arbeiteten, kommen die wichtigen Zeitschriften und auch Verlage übrigens generell kaum vor.

Viel Mainstream, wenig Neues also. Andererseits: ein niedrigschwelliger Zugang zur Epoche und erster Einstieg in die Bestände des Hauses. Beides bietet auch das gut lesbare Buch, mit dem Elisabeth Tworek die Ausstellung begleitet und vertieft – und mit einer Fülle hübsch ausgewählter Fotos und Dokumenten-Abbildungen illustriert. Auch hier könnte man Fehlendes – aus den Beständen des eigenen Hauses – monieren: etwa Otto Julius Bierbaum und Waldemar Bonsels. So ist es kein Panorama der Epoche, aber zeigt

Die frisch sanierte Monacensia präsentiert sich mit Ausstellungen rund um das Haus, die Literatenfamilie Mann und mit einem Buch.

doch wichtige Facetten: parallel zur Ausstellung – beginnend mit Wedekind und der Boheme in Schwabing und der Maxvorstadt, am Leitfaden der Manns. Als Zeitbegleiterin wird Anette Kolb deutlicher sichtbar, es gibt Passagen zu Grete Weil und Max Mohr, und der Fokus liegt ersichtlich auf der Zeit der Emigration.

Das wiederum gilt auch für die Sonderausstellung, die wie früher in den ehemaligen Wohnräumen Hildebrands zu sehen ist. Denn zum Neustart gibt es, ein Jahr lang: Mann und Mann. Die Schau »Mon Oncle« hat der Mannspezialist Uwe Naumann kuratiert. Sie zeichnet die Beziehung und die (sich kreuzenden) Lebenswege von Onkel Heinrich und Neffe Klaus, die im Exil endeten. Damit auch deren spannungsreiches Verhältnis zum großen Thomas Mann. Ein klares Statement: Die Monacensia ist eine bedeutende Forschungsstelle zur Familie Mann. Und mit über 300 Nachlässen und Sammlungskonvoluten, so charakterisiert sie sich selbst, »das literarische Gedächtnis der Stadt«. Lücken eingeschlossen. ||

LITERARISCHES MÜNCHEN ZUR ZEIT VON THOMAS MANN. VON DER BOHEME ZUM EXIL

Monacensia im Hildebrandhaus | Eingang Siebertstr. 2 | Mo bis Mi, Fr 9.30–17.30, Do 12–19 Uhr, Sa/So (nur Ausstellungen) 11–18 Uhr

Gratisführungen: Ausstellung, jew. So, 14 Uhr; durchs Haus, jew. Do, 17.30 Uhr; durch die Sonderausstellung **MON ONCLE. KLAUS UND HEINRICH MANN**, jew. Do, 14 Uhr; Kuratorenführung mit Uwe Naumann:

16. März, 11 Uhr (Anmeldung: lisa-katharina.foerster@muenchen.de) || www.monacensia.net

ELISABETH TWOREK: LITERARISCHES MÜNCHEN ZUR ZEIT VON THOMAS MANN. VON DER BOHEME ZUM EXIL. BILDER, DOKUMENTE, KOMMENTARE
Pustet, 2016 | 255 S., 500 Abb. | 28 Euro

LYRIK

morgens jage ich sie aus dem bett
die wörter der fremdsprache
ich
die fortsetzung einer muttersprache
mit anderen wörtern
die synkope glaubt
an die leidenschaft der einsicht
an die versöhnung der nacktheit
nachts
legen sie sich
die wörter der fremdsprache
zu mir ins bett
und träumen mit meinem mund
von einem fernen land
ohne herkunft ohne wörter

SAID

© Buchverlag Peter Hellmund, 2016,
mit freundlicher Genehmigung

SAID: AUF DER SUCHE NACH DEM LICHT
Buchverlag Peter Hellmund, 2016 | 128 Seiten
14 Euro

Mit Wörter aufwachen, mit Wörter einschlafen. Was, wenn man nicht einfach die Wörter wählt, die einem zur Verfügung stehen, sondern wenn das »Ich« von ihnen bestimmt wird? In einer unendlichen Verkettung und Wechselbeziehung zwischen zwei Sprachen. Welche Wörter sind die fremden: die der Muttersprache oder die des täglichen Lebens? SAID wird bald 70, seit über 50 Jahren lebt er schon in München. »Der Dichter sucht mit einer sprache / die ihm unterwegs widerfährt / seinen schatten / derweil belauscht das wort die wirklichkeit / und entkleidet den dichter / für den tod«, heißt es in einem anderen Gedicht des neuen Bandes.

Für sein literarisches Werk wurde SAID mit dem Chamisso-Preis, der Goethe-Medaille und dem Friedrich-Rückert-Preis ausgezeichnet, das Bundesverdienstkreuz wurde ihm auch für sein Engagement für politisch Verfolgte verliehen. Er war Vizepräsident und Präsident des deutschen PEN-Zentrums. Und er hat eine deutschen und einen iranischen Pass. Denn er war 1965 als 18-Jähriger aus dem Iran zum Studium nach München gekommen; sein demokratisches Engagement machte ihm das Leben in der Heimat unmöglich – während des Schahregimes ebenso wie nach einer kurzzeitigen Rückkehr 1979 unter den Mullahs. So ist er ein deutschsprachiger und deutscher Dichter geworden.

SAID und Yamen Hussein kennen sich, denn sie stehen in fernschriftlichem Kontakt, aber sie sind sich noch nicht persönlich begegnet. Der 1984 in Homs geborene Hussein hat sich als regimekritischer Journalist einen Namen gemacht. Nach Hetze und Morddrohungen musste er aus Syrien fliehen und lebt seit 2014 als Stipendiat des Writers-in-Exile Programms in München. Nun treffen sich beide im Literaturhaus zum Gespräch, einem Gespräch im Exil. || **tb**

»SALAM, YAMEN« – »LIEBER SAID«

Literaturhaus, Saal | **9. März** | 20 Uhr
Ein Dialog zwischen Yamen Hussein und Said
Moderation: Cornelia Zetzsche
Live Musik: Roman Bunka (Oud) ||
Nachzuhören auf Bayern 2 »radioTexte«
5. und 12. März | 11–11.30 Uhr

Bernd Brunner
beleuchtet die
dunkle Jahreszeit.



FLORIAN WELLE

»Wann wird's mal wieder richtig Winter?« Dank des Klimawandels hat die Anspielung auf Rudi Carrells einstigen Hit heute fast mehr Berechtigung als die Beschwörung eines Sommers, »wie er früher einmal war«. So hält der Dezember 2015 den Rekord als weltweit wärmster Monat seit Beginn der Wetteraufzeichnungen.

Dass zumindest wir Europäer mittlerweile einen versch(r)obenen Blick auf Wind und Wetter haben, hat sich erst im Januar wieder gezeigt. Da waren tatsächlich einige überrascht, dass es im Winter doch noch eisig kalt werden kann und Schnee vom Himmel fällt. Was die Medien landauf, landab sogleich dazu veranlasste, von einer »Schneewalze« zu reden. Bernd Brunners Buch »Als die Winter noch Winter waren« kommt also zur rechten Zeit. Denn Nachhilfe in Sachen kalte Jahreszeit tut dringend not.

Bernd Brunner hat ein Händchen für kultur- und mentalitätsgeschichtliche Themen, die erst einmal abseitig erscheinen, dann aber überraschend viel über die menschliche Spezies erzählen. Wie wir leben, denken, fühlen und ticken. Ja, vor allem die Ticks und Spleens

haben es ihm angetan – das Wort Hobby wäre untertrieben und würde seine Themen nicht ganz treffen. Dabei legt er häufig das Augenmerk auf die besondere Beziehung des Menschen zu Tieren. Begonnen hat alles mit einem entzückenden Band über die »Erfindung des Aquariums«, es folgten Bücher u. a. über die Leidenschaft des Menschen für Bären sowie zuletzt in »Ornithomania« für Vögel.

Nun also erzählt Bernd Brunner die »Geschichte einer Jahreszeit«. Und zwar in der für ihn typischen Art und Weise: locker und leicht, über Jahrhunderte und Kontinente hinweg. Dabei stehen naturwissenschaftliche Fakten neben kulturhistorischen Einordnungen und Anekdoten im Plauderton selbstverständlich nebeneinander, Aha-Erlebnisse inklusive.

So erfährt man etwa, dass in den Bau eines Schneemanns schätzungsweise »nicht weniger als 100 Milliarden Schneeflocken« eingehen, um dann die Information zu erhalten, dass 1492 Michelangelo für Piero de Medici einen Schneemann anfertigte. Oder er referiert über die heute oft beklagte Winterdepression, um dann zu Frederick Cock überzuleiten. Der

Was treibt der Mensch im Winter?

amerikanische Schiffsarzt, Polarforscher und Vertraute von Roald Amundsen war der Erste, der die positive Wirkung von künstlichem Licht auf unser von winterlicher Dunkelheit getrübt Gemüt erkannte.

Der Winterfan Brunner fragt, warum Schnee weiß ist, und denkt mit Johannes Kepler über Schneekristalle und ihre Schönheit nach. Bespricht die sogenannte »Kleine Eiszeit«, erwähnt Winterreiten, Winterorte und Wintersportarten (besonders hübsch: Klopstocks Verse übers Eislaufen). Zu Wort kommen Stifter, Robert Walser, Joseph Brodsky. Eines der letzten Kapitel ist der Lawinengefahr gewidmet.

Mitunter kommt der Autor dabei vom Hölzchen aufs Stöckchen, was man gerne hin- nimmt, solange es sich als richtig erweist. Allerdings haben sich in das Buch auch Ungenauigkeiten eingeschlichen. So wird der extrem grimmige Winter, der Europa 1708/09 heimsuchte, mit dem Titelbild von Thomas Dekkers Schrift »The Great Frost« illustriert. Diese allerdings entstand einhundert Jahre früher. Schwerer jedoch wiegt folgende

Behauptung, aufgestellt im Zusammenhang mit dem Aufkommen von Heizungen: »1902 stirbt Émile Zola während des Schlafs an einer Kohlenmonoxidvergiftung, die amerikanische Schriftstellerin Sylvia Plath ereilt dieses Schicksal 1962.« Weiß Bernd Brunner nicht, dass Plath damals nicht Opfer eines Unfalls geworden ist, sondern Suizid beging?

Kürzlich stand in der Süddeutschen Zeitung eine Hommage an den Schnee von Orhan Pamuk. Sie hätte sich gut in Brunners Buch gemacht. Der türkische Schriftsteller drückte aus, was viele von uns ähnlich sehen dürften: »Der Schnee verwandelt die Stadt in einen magischen Raum, der uns die Schrecken der grausamen Gegenwart vergessen lässt (...) Die meisten von uns waren glücklich, als der Schnee fiel, wie Kinder, die an einem gewöhnlichen Tag nicht in die Schule gehen.« ||

BERND BRUNNER: ALS DIE WINTER NOCH WINTER WAREN. GESCHICHTE EINER JAHRESZEIT

Verlag Galiani, 2016 | 240 Seiten | 18 Euro

Statt zum 80. Geburtstag
Memoiren zu schreiben,
befragt sich der Kabarettist
Werner Schneyder selbst.



Haltung im Klartext

GABRIELLA LORENZ

Wie soll man einen Mann kategorisieren, der in so vielen verschiedenen Professionen immer höchst professionell war? In seinem 400-Seiten-Buch »Ich, Werner Schneyder. Meine zwölf Leben«, das er vor zehn Jahren zu seinem 70. Geburtstag veröffentlichte, listete Werner Schneyder seine Berufe so auf: Journalist, Dichter, Kabarettist, Sänger und Entertainer, Übersetzer, Regisseur, Dramatiker, Schauspieler, Drehbuchautor, Box-Kom-

mentator, Essayist, Erzähler. Und beschreibt, wie er das jeweils wurde. Am bekanntesten ist er bei uns als Kabarettist – vor allem im Duo mit dem großen Dieter Hildebrandt von 1974 bis 1982, dem er ein kongenialer Partner war. Danach legte er vier Soloprogramme vor, ehe er dem Kabarett Adieu sagte. Mit Hildebrandt zusammen spielte er 2000 noch Neil Simons Komödie »Sonny Boys« am Residenztheater, die Jörg Hube als selbstironische Reverenz

an die Kabarett-Matadoren inszenierte.

Jetzt, zum 80., hätte Schneyder seine Memoiren schreiben sollen. Aber lineares autobiografisches Erzählen ist nicht seine Sache, ihm geht es um Haltungen und Positionen. Und weil Werner Schneyder die Deutungshoheit über seine Persönlichkeit keinem anderen überlässt, hat er ein ausführliches »Gespräch unter zwei Augen« mit sich selbst geführt. Schneyder interviewt sich selbst zu

dem, was ihm wichtig ist. Die Aufspaltung ermöglicht ihm, Gegenmeinungen ein- und Kritik vorwegzunehmen – ein cleverer Trick. Wobei sich der doppelte Schneyder zunehmend einiger mit sich selbst wird. Natürlich ist das pure Selbstdarstellung, nicht frei von Eitelkeit. Aber die sehr persönlichen Stellungnahmen zu den unterschiedlichsten Themen wie Kabarett, Freunde, Politik, Sport, Schach, Trinken bis zu Alter und Tod verstecken und beschönigen wenig. Was Schneyder über all das denkt, sagt er im Klartext und trotz aller dialektischen Analyse durchaus emotional gefärbt.

1994 hatte er seinen Abschied vom Kabarett verkündet. Doch die Politik treibt ihn immer noch um und macht ihn wütend – derzeit mehr denn je. Deshalb stand er an seinem Geburtstag am 25. Januar in Wien mit einem neuen Solokabarett auf der Bühne: »Das war's von mir«. Man wird es hoffentlich bald auch in München sehen können. Ob der zweideutige Titel wirklich ernst gemeint ist? Kabarett-Fans hätten nichts gegen mehr von ihm. ||

WERNER SCHNEYDER: GESPRÄCH UNTER ZWEI AUGEN. DIALOG EINES LEBENS

Amalthea Verlag, 2016 | 269 Seiten | 22 Euro

Anzeige

BÜRGERHAUS PULLACH Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal, Tel. 089 744 752-0; www.buergerhaus-pullach.de

Neue ABOs

16. Feb. 20 Uhr:
Shauli Einav Quartett (Jazz)

17. Feb. 20 Uhr:
Ritter, Dene, Voss (Thomas Bernhard)
Hamburger Kammerspiele

09. März. 20 Uhr:
Laszlo Fenyö (Cello)
Marianna Shirinyan (Klavier)

16. März 20 Uhr:
Le Bang Bang (Jazz)

Foto: Bo Lahola



© Robert Bosch Stiftung / Yves Noir



Alles bleibt, wie es ist

FLORIAN WELLE

Die Frage, warum er mittlerweile ausschließlich auf Deutsch schreibe, beantwortete Abbas Khider einmal mit dem »sprachlichen Abenteuer«, das er dabei erlebe. Er habe dann das Gefühl, »Lehrer und Schüler« zugleich zu sein. Lehrer, weil er »Neues erfinde«, und Schüler, weil er beim Schreiben stets »Neues hinzulerne«.

Khider, 1973 in Bagdad geboren, floh 1996 aus seiner Heimat Irak, nachdem er dort aus politischen Gründen verfolgt wurde. Zwei Jahre lang saß er im Gefängnis, ertrug Hunger und Folter. Nach einer vierjährigen Odyssee als illegaler Flüchtling durch Jordanien, Libyen und die Türkei beantragte er in Deutschland Asyl. Khider, der mittlerweile in Berlin lebt, studierte in München und Potsdam Literaturwissenschaften sowie Philosophie, beschäftigte sich mit Kant, Hegel, Heidegger. Nun erhält er in München den mit 15000 Euro dotierten Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung 2017 für sein bisheriges Gesamtwerk.

Der Chamisso-Preis wurde 1985 ins Leben gerufen, um jährlich »herausragende auf Deutsch schreibende Autoren« zu ehren, »deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt« ist. Zudem wird mit der Auszeichnung ein »die deutsche Literatur bereichernder Umgang mit Sprache« honoriert. Zu den bisherigen Preisträgern gehören Terézia Mora, Saša Stanišić und Feridun Zaimoğlu, um nur ein paar illustre Namen aus den letzten zehn Jahren zu nennen.

Neben dem Hauptpreis werden zudem immer auch Förderpreise verliehen. Abbas Khider selbst gewann 2010 einen davon für seinen Debütroman »Der falsche Inder«, in diesem Jahr gehen die Förderungen an die Serbin Barbi Marković für das Buch »Superheldinnen« sowie den 1984 auf Sri Lanka geborenen Senthuran Varatharajah für seinen Erstling »Vor der Zunahme der Zeichen«.

Hass, Krieg, Gefängnis, Flucht, Vertreibung und was die daraus resultierende Heimatlosigkeit mit dem Menschen physisch und vor allem psychisch macht: Das sind die Themen, an denen sich Abbas Khider, zum Teil unter Einbezug seiner eigenen Biografie, in insgesamt bislang vier Romanen abarbeitet. Die Jury schreibt in ihrem Urteil: »Mit genuin literarischen Mitteln gestaltet Abbas Khider damit eines der wichtigsten und bedrückendsten Probleme unserer Gegenwart.«

Viele Medien haben Khiders im vergangenen Jahr erschienenen Werk »Ohrfeige« vor dem Hintergrund der sogenannten Flüchtlingskrise als Buch der Stunde gelesen. Das kann man natürlich, auch wenn es darin um einen irakischen Flüchtling geht, der nach dem Sturz von Saddam Hussein aus Deutschland zurück in den vermeintlich wieder sicheren Irak abgeschoben werden soll und deshalb seine Flucht nach Finnland plant. Davor aber noch mal schnell seine Sachbearbeiterin Frau Schulz im Büro fesselt und ihr dann nicht nur die titelgebende Ohrfeige verabreicht, sondern ihr auch aus seinem Leben als Heimatloser zwischen Asylantenheim, Obdachlosenunterkunft und dem muslimischen Kulturverein Enlil erzählt. »Von Mensch zu Mensch« gewissermaßen. Nun muss sie zuhören, und er kann reden.

Fragt man hingegen Abbas Khider selbst, dann wird er nicht müde zu betonen, dass »Ohrfeige« nicht das Buch der Stunde sei. In einem Interview gegenüber dem Bayerischen Rundfunk etwa legte er Wert darauf, dass er kein »aktuelles Buch« geschrieben habe. Sondern dass Flucht und Vertreibung bedauerlicherweise alte und zutiefst menschliche Themen seien, denen die Literatur immer nur eine neue Form gebe.

Die Zeilen von Rose Ausländer, die er dem vorletzten Roman »Brief in die Auberginenrepublik« (2013) vorangestellt hat, bringen eben diese Zeitlosigkeit auf den Punkt und könnten im Grunde vor jedem seiner Bücher, auch vor »Ohrfeige«, stehen: »Tage kommen und gehen / alles bleibt wie es ist / Nichts bleibt wie es ist / es zerbricht wie Porzellan (...)« In »Brief in die Auberginenrepublik« wird dem Protagonisten Salim Al-Kateb das Lesen der falschen Bücher von einem Tag auf den anderen zum Verhängnis.

Khiders aufgrund der lakonisch-präzisen Sprache schmale Bücher spielen allesamt mit der literarischen Form. Mal sind sie gerahmt wie der zweite Roman »Die Orangen des Präsidenten« von 2011, mal vielstimmig angelegt wie der »Brief in die Auberginenrepublik«. Und »Ohrfeige« erzählt aus der Ich-Perspektive seines Helden Karim Mensy.

Was Khiders bisheriges Œuvre noch prägt: Seine tiefe Menschlichkeit und die Tatsache, dass der Autor bei aller Tragik um die Macht und die Kraft des (befreienden) Lachens weiß. Die Romane zeichnen ein subtiler Humor aus,

Am 9. März erhält Abbas Khider den mit 15 000 Euro dotierten Adelbert-von-Chamisso-Preis 2017 der Robert Bosch Stiftung für sein Gesamtwerk.

1985 wurde der Preis ins Leben gerufen, nun wird er zum letzten Mal vergeben.

gerade wenn Alltägliches geschildert wird. Das klingt dann in »Ohrfeige« so: »Mein Winteroutfit hatte ich mir aus gespendeten Kleidungsstücken zusammengestellt: ein braunes Holzfallerhemd, eine dicke hellblaue Daunenjacke, Fäustlinge mit Motiven aus dem Film »The Lion King«, ein gelber Schal, eine schwarze Wollmütze mit einem Chicago-Bulls-Aufnäher, weiß-blau gebatigte Jeans, zwei paar Tennissocken, darunter noch einmal dünne schwarze Damensocken – und eine lange, graue Unterhose. Das alles hatte mir die nette alte Dame von der Caritas besorgt. Sie hieß Karin Schmitt.«

ABBAS KHIDER: OHRFEIGE
Hanser, 2016 | 224 Seiten | Euro 19,90

VIELE KULTUREN, EINE SPRACHE
Literaturhaus, Foyer | 10. März | 20 Uhr
Lesung mit den Chamisso-Preisträgern Abbas Khider, Barbi Marković und Senthuran Varatharajah | Moderation: Lothar Müller

UNBEDINGT!

CHRIS SCHINKE

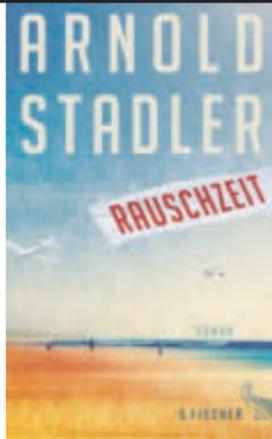
Viel ist derzeit die Rede von Eliten und Abgehängten. Nicht erst seit der amerikanischen Wahlkampfzeit. Den Kontakt hätten wir zu ihnen verloren. Sie: das sind die Abgehängten; wir: die Eliten. »Raus aus unseren Filterblasen!«, schrien uns unentwegt Leitartikel entgegen. Begibt man sich aber dorthin, wo das Volk heute am liebsten west, in die Kommentarspalten nämlich, sieht man Schlechtes. Was insgesamt heute als Volk bezeichnet wird und sich dort artikuliert, ist mitnichten die Summe der Abgehängten und irgendwie kurz Geratene: Volk ist ein Zustand. Dessen Grundgestimmtheit, so verraten uns seine Lautsprecher, kommt der Pathologie des Jokers aus den Batman-Filmen gleich – der will auch einfach nur die Welt brennen sehen. Wer sich davon überzeugen will, der konsultiere eine x-beliebige Kommentarspalte im Netz. Nicht nur werden dort mit schöner Zuverlässigkeit klarnamentlich Widerwärtigkeiten abgesondert, besonders gerne entäußert sich in diesen Kreisen – in tadelloser Diktion – der illiberale Wüterich, kein materiell abgehängter, im Gegenteil, das gut aufgehobene Subjekt, das sich lediglich zu kurz gekommen vorkommt. Wo wir – zugegeben spät – beim Anlass dieser Kolumne wären. Denn einer wusste bereits 1950, dass eine Analyse materiell-kultureller Entkoppelung bei der Entstehung totalitärer Strukturen allein nicht trägt. In seinen »Studien zum autoritären Charakter« untersucht Theodor W. Adorno die psychologischen Beschaffenheiten, die antiliberales Denken hervorbringen, dies anhand eines Samples, das Akademiker umfasst, Studenten, Bauarbeiter, Hausfrauen, Geistliche, Lehrer. Gegenstand von Adornos Untersuchungen ist der Antisemitismus. Das Gerede seiner Studienobjekte lässt schaudern, weil das alles so verdammt nah dran ist am Wahnsinn unserer Zeit. Und so widmet sich die am New Yorker Institut für Sozialforschung durchgeführte Studie schließlich auch dem gefährlichsten aller Übel – dem Agitator, der autoritären charismatischen Führergestalt, dem Volkshelden. Eine von Donald Trumps republikanischen Doktorinnen der Wahrheit entblödete sich nicht und sprach von »alternativen Fakten«. Bei Adorno klingt das so: »(...) es gibt einen objektiven Grund für die mangelnde Objektivität des Faschisten: sie hilft ihm, seine eigentlichen Ziele zu verbergen.« Allen Spinn und Nebel-

kerzen der aktuellen Brandstifter zum Trotz: ihre Ziele werden immer deutlicher.



THEODOR W. ADORNO: STUDIEN ZUM AUTORITÄREN CHARAKTER
Aus dem Amerikanischen von Milli Weinbrenner | Suhrkamp, 1995, wieder lieferbar 2017 | 20 Euro

Lesezeit als Rauschzeit:
Arnold Stadlers Roman
über ein Paar nach
fünfzehn Jahren Ehe.



PETRA HALLMAYER

Ihre wilden Nächte sind vorbei. Nach fünfzehn Jahren Ehe erklärt Mausi Alain, sie wolle nun eine »vegetarische« Beziehung führen. Es ist eine ganz banale Geschichte, die uns Arnold Stadler in seinem jüngsten Roman erzählt. Viel geschieht nicht in den 48 Stunden, die der Büchner-Preisträger abwechselnd aus der Perspektive Mausis und (vor allem) Alains schildert, aber niemand liest seine Bücher wegen ihrer aufregenden Handlung. Worum es wirklich geht, steht gleich im ersten Satz: »Was ist Glück? Nachher weiß man es.« Es geht um das Glück, die Droge Liebe, das unwiederbringliche Damals und das Nachher, das, was vom Leben übrig bleibt, wenn die Rauschzeit vorüber und die Zukunft nicht mehr endlos und voller Verheißungen ist.

Der Tod einer Freundin schreckt die Vierzigjährigen auf. Alain reist zu einem Übersetzerkongress nach Köln, wo er einen Vortrag über Jean Paul hört, mit dem er die Neigung zu gedanklichen Ab- und Ausschweifungen

teilt. Dort trifft er seine erste Liebe Babette wieder, während Mausi in der Oper ihr Herz an einen schönen Dänen verliert.

Mit »Rauschzeit«, dessen Titel in der Jägersprache die Paarungsphase des Wildes bezeichnet, knüpft Stadler an seinen Roman »Sehnsucht« an, dem er einen Leitsatz entlehnt hat: »Die Zukunft war damals meine Sehnsucht, so wie heute die Vergangenheit mein Heimweh ist.« Derweil Mausi im Verlauf eines grotesken Besäufnisses die Telefonnummer ihres Dänen ergattert, sitzt Alain zumeist auf einer Parkbank und erinnert sich. An Babette, an das unbekümmerte sexuelle Chaos im Freiburger Studentenwohnheim, das ihre Trennung einleitete, und ihren letzten gemeinsamen Sommer. An die Intensität der Gefühle in jenen Jahren, als die Augenblicke ewig und sie sich sicher waren, dass sie nie so traurig vernünftig werden würden wie die Erwachsenen. In weiten Bögen umkreist er rückblickend das erste Mal, das er hinauszögert wie

Glück wider alle Wahrscheinlichkeit

den Kuss in einem alten Schwarz-Weiß-Film, bis sich endlich alles erfüllt: »Und wir atmeten und lebten und sagten ja zu allem, ja, die Sonne, das Wasser und das Licht, das aus dem Meer einen Gottesbeweis machte.«

Wie so oft in Stadlers Prosa finden sich zarte poetische Töne neben flapsigem Alltagsjargon, sprachlich ungeschliffenen Passagen und wunderbar hellsichtigem Witz. Sein Alain ist ein Romantiker mit einem vitalen Schwanz, der von einer Welt träumt, »in der das Wort »gefickt« durch das Wort »geliebt« ersetzt worden wäre«. Er ist einer jener unheilbaren Melancholiker, die sich nicht damit aussöhnen wollen, dass man das große berauschende Glück weder festhalten noch wiederholen kann, sich auflehnen gegen die ernüchternden Realitäten der späteren Jahre, wenn wir die Fähigkeit, die Welt zu verzaubern, verloren haben.

Wie Stadler die Verlustbilanzen eines keineswegs unglücklichen Lebens lakonisch ver-

dichtet, die widerständige Sehnsucht darin zum Leuchten bringt, Wehmut und Komik paart, das ist großartig. Doch er fordert dem Leser auch Geduld ab, lässt den Ich-Erzähler zu ausführlich seine deutsch-französische Familiengeschichte ausbreiten, spart nicht mit langatmigen Exkursen und Wiederholungsschleifen. Allein, immer, wenn man ermüdet, trifft man auf einen dieser süchtig machenden Stadler-Sätze.

Am Ende wird alles gut, überrascht uns der Roman mit einem doppelten Happy End. Kann das gut gehen? Das Glück wider alle Wahrscheinlichkeiten dauern? Vielleicht aber ist das gar nicht wichtig, da in unserem grausam endlichen Leben schließlich nichts von Dauer ist. ||

ARNOLD STADLER: RAUSCHZEIT
S. Fischer, 2016 | 548 Seiten | 26 Euro

Den ehemaligen Verleger
Michael Krüger beschäftigt
in seinem neuen Roman
die Leere in der Fülle und
was einen Möchtegern-
Schriftsteller umtreibt.



CHRISTIANE PFAU

»Aber noch dankbarer war ich dafür, mich nicht mehr beteiligen zu müssen.« Das ist der erleichterte Satz, der dem Erzähler wie ein Stoßseufzer entfährt, als eine unerwartete Erbschaft ihn von seinem lästigen Job als Archivar bei einem großen Münchner Zeitungsverlag entbindet. Die Tante einer Tante hat ihm ein Mehrfamilienhaus in bester Innenstadtlage in München vererbt. Dort bezieht er eine große Wohnung, in der vorher ein Dichter namens Georg Faust gelebt hat, der auf mysteriöse Weise verschwunden ist. Der Erbe verbringt ab sofort seine Tage damit, die spärlichst möblierte Wohnung zu durchwandern, »auf dem Weg zu mir, auf mich zu«, aber er entkommt dem inneren Zwang nicht,

sein Nichtstun zu legitimieren. Um kein schlechtes Gewissen ob seiner Taten- und Nutzlosigkeit zu haben, braucht er eine Begründung für seine Sorglosigkeit, »um nicht aus der Welt zu fallen«. Also tituliert er sich ab sofort als »freier Philosoph«, was vor allem seine neuen Nachbarinnen sehr attraktiv finden. Je mehr er von den grotesken Existenzen seiner Nachbarn erfährt, desto mehr kommt ihm sein Haus vor wie ein »Container für extreme Unglückswelten«. Weil die Post an Georg Faust nach wie vor in seinem Briefkasten landet und er nichts anderes zu tun hat, liest er die Briefe, die da kommen, und schlüpft langsam in Fausts Identität, freilich nur gegenüber Außenstehenden, die nicht als

Mieter in seinem Haus leben, was zu Verwirrungen gegenüber der Polizei, schreibenden Kollegen und Pseudoverwandten führt. »Als Künstler wollte ich ein moderates Programm des Scheiterns durchhalten, wie es meiner Vorstellung eines zeitgenössischen Schriftstellers gemäß war: Ich wollte der Protokollant des Scheiterns der Schönheit werden«, erklärt der nutzlose Erbe. Leicht erliegt man als Leser der Verführung anzunehmen, dass Michael Krüger, ehemals Chef des Hanser-Verlags, tief aus dem Nähkästchen plaudert, wenn er den Erben fragen lässt: »Darf man sich als Schriftsteller jede Freiheit erlauben? Jede Unverschämtheit? Jede Feigheit?« Dieser erinnert in seinem schöpferischen Vakuum

an Joachim Lottmann, in der Betrachtung seiner inwendig labyrinthischen Umgebung an Kafka, in der Beschreibung seiner familiären Konstellationen an Michael Graeter. Mit Humor, einem wunderbaren Gespür für Skurrilitäten, manchmal auch irritierend melancholisch erzählt Michael Krüger von Neuanfang und Leere, Muße und Überdruß bis zur Flucht ins Nirgendwo. Schade nur um das Haus in bester Lage. ||

MICHAEL KRÜGER: DAS IRRENHAUS
Haymon, 2016 | 192 Seiten | 19,90 Euro

Anzeige

Wir verleihen Ihnen
Drucksachen Flügel!

ulenspiegel
print
media
partner

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3
82346 Andechs
Tel (0 81 57) 99 75 9 - 0
www.ulenspiegeldruck.de

11.–19. März

11. MÜNCHNER BÜCHERSCHAU JUNIOR
Buchaussstellung täglich von 9 Uhr bis 19 Uhr
Eintritt frei | weiteres Programm unter:
www.muenchner-buecherschau-junior.de

Bald ist es wieder so weit und die 11. Münchner Bücherschau junior öffnet ihre Pforten. Jedes Jahr zieht das Schmökerparadies im Münchner Stadtmuseum Kinder, Jugendliche und Erwachsene an. Allein die riesige Buch- und Medienausstellung mit den Neuheiten von über 90 Verlagen lohnt schon den Besuch. Daneben locken zwei Illustrationsausstellungen: Einmal aus dem im doppelten Wortsinne sagenhaften Buch »Wo die Geschichten wohnen« von Oliver Jeffers und

Vormerken!

Sam Winston (Mixtvision Verlag) – ein Buch der Bücher, das aus Titeln und Zitaten der klassischen Kinderliteratur wunderbare Illustrationen fertigt – und aus »Der Mensch« von Floor Rieder (Gerstenberg Verlag), in dem der Körper und seine Funktionen voller Witz und Kreativität illustriert werden. Autorenlesungen und eine Menge Workshops runden das Programm ab. Unbedingt vorbeischauen!

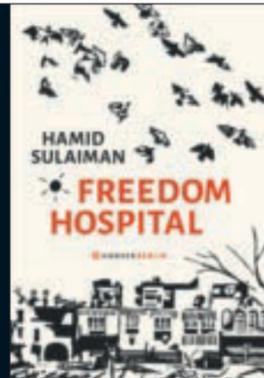
bis 5. März

ZUM KUCKUCK! TIERE IM BILDERBUCH
Städtische Galerie Rosenheim | Max-Bram-Platz 2, 83022 Rosenheim | Di bis Fr 10–17 Uhr, Sa, So 13–17 Uhr | www.galerie.rosenheim.de

Wer sich auf die Bücherschau junior schon mal einstimmen mag, dem sei dringend ein Familienausflug in die Städtische Galerie Rosenheim empfohlen. »Zum Kuckuck! Tiere im Bilderbuch« heißt die von Christine Knödler kuratierte Ausstellung. Sie zeigt Original-Illustrationen aus Bilderbüchern und Einzelbilder bekannter Zeichnerinnen und Zeichner aus aller Welt: Tiere als Inkarnationen menschlicher Wunderlichkeiten, Spiegel unserer wunderbaren wie abgründigen Seiten.



»Wir werden weitermachen«



Hamid Sulaimans erschütternde Graphic Novel über die Grausamkeit des Krieges und ein geheimes syrisches Krankenhaus.

GÜNTER KEIL

Das Blut ist schwarz. Mit seiner eigenwilligen, düsteren Bildsprache erzählt der syrische Maler und Illustrator Hamid Sulaiman vom Krieg in seiner Heimat. Die Welt in seiner Graphic Novel ist ausschließlich schwarz-weiß, die Kontraste sind stark. Grautöne existieren nicht. Diese visuelle Comic-Radikalität untermauert den grausam-realen Inhalt. Denn Sulaiman zeigt ungeschönt, wie Bomben explodieren, wie Hassprediger hetzen, wie Kugeln Körper zerfetzen, wie Menschen verzweifeln, wie Blut spritzt. Wie brutal Krieg ist und aussieht.

Das wäre kaum zu ertragen, gäbe es nicht einen hoffnungsvollen Aufhänger für die Geschichte, die 2012 in Houria im Norden Syriens spielt: das »Freedom Hospital«. Ein geheimes Krankenhaus zur Versorgung verwundeter Rebellen, geleitet von der 28-jährigen Pharmaziestudentin Jasmin. In ihrem hochmotivierten Team arbeiten Menschen

verschiedenster Glaubensrichtungen. Dr. Fawaz Al-Fawaz, ein Alawit, hilft rund um die Uhr aufständischen Verwundeten. Zahabiah, die Köchin, ist vor ihrer konservativ-sunnitischen Familie geflohen. Der Arzt Dr. Yazan steht den Muslimbrüdern nahe, und der praktizierende Christ Dschamal demonstriert weiter gegen Assad, obwohl er von der Geheimpolizei gefoltert wurde. Zur Truppe stößt die französische Journalistin Sophie, die einen Dokumentarfilm drehen will. Sie folgt Jasmin mit der Kamera durch die Klinik und den Krieg.

Konflikte innerhalb des jungen Teams bleiben nicht aus. Und das »Freedom Hospital« wird immer wieder beschossen, belagert, bombardiert. »Wir werden weitermachen, selbst wenn sie das Krankenhaus hundertmal zerstören«, ruft Jasmin trotzig. Sie und ihre Mitarbeiter werden getragen von Wut, Gerechtigkeitssinn und Hoffnung. In einem halben

Jahr, davon sind die engagierten Pazifisten überzeugt, werden die Rebellen Assad und sein Regime besiegt haben. Ein bitterer Trugschluss, wie die Realität beweist.

Es ist seine eigene Generation, die Hamid Sulaiman mit seinen Protagonisten porträtiert. Der 30-Jährige floh 2011 aus Syrien und lebt seitdem in Paris. Seine Arbeiten wurden bereits international ausgestellt und mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet – »Freedom Hospital« ist seine erste in Europa veröffentlichte Graphic Novel. Darin dokumentiert Sulaiman in rohen, eindrucksvollen Sequenzen Bombardements, Propaganda und Zerstörung. Er malt bizarre Luftaufnahmen, verfremdet Youtube-Videos und echte Nachrichtenbilder, informiert in skurrilen Sprechblasen über Waffentypen und ihre Herkunft.

Sein Anliegen: eine ernsthafte, bisweilen auch schockierende Aufarbeitung des Krieges, das sieht man nahezu jedem seiner Bilder an.

Im Nachwort erklärt der syrische Illustrator: »Ich habe dieses Buch geschrieben, um die Situation aus meiner Sicht darzustellen, nicht um sie zu erklären.« Und, noch deutlicher: »Ich musste einfach all das hinausprechen, was mir seit Beginn der Revolution im Hals stecken geblieben war.« Das ist ihm mit seiner kunstvollen Bildsprache hervorragend gelungen. Sulaimans erschütternde Graphic Novel spiegelt die zerrissene syrische Gesellschaft und die Verzweiflung inmitten des Bürgerkrieges. Daneben zeigt sie allerdings auch die Aufbruchsstimmung rund um das »Freedom Hospital«, köstliche Joints, makabere Witze, Sex im Dunkeln. Das Leben in seinen Gegensätzen. Den Krieg in seinem Wahnsinn. ||

HAMID SULAIMAN: FREEDOM HOSPITAL
übersetzt von Kai Pfeiffer | Hanser Berlin, 2017
288 Seiten | 24 Euro

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG
(haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | **V.i.S.d.P.** Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG,
www.ulenspiegeldruck.de

Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Susanne Gumprich,
Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl,
Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Christiane Wechselberger
Online-Redaktion Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe

Franz Adam (fad), Christina Bauer (chb), Thomas Betz (tb),
Sarah Diefenbach, Ralf Dombrowski (rd), Gisela Fichtl (gf),
Stefan Frey (sfr), Sofia Glasl (sog), Christina Haberlik (cha),
Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sih), Klaus Kalchschmid
(kka), Frank Kaltenbach (fka), Günter Keil (gük), Carmen

Kovacs (cko), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl),
Gabriella Lorenz (lo), Ronja Lotz (rol), Ingrid
Lughofer (ilu), Hannes S. Macher (hsm), Christiane Pfau (cp),
Chris Schinke (cs), Anna Schürmer (asch), Klaus von
Seckendorff (kvs), Christa Sigg (cis), Michael Stadler (mst),
Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (dwa), Christiane
Wechselberger (cw), Julia Weigl (juw), Florian Welle (fwe)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25 000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement

jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September
Abo-Preis: 25 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über
www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung: Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00
GLS Bank: GENDEM1GLS



Réka Lőrincz: **Woman at Work** | Handschuhe | Villa Vánca, Budapest | © Aron Lorincz

Réka Lőrincz: **Schöner putzen**

Wer in erdbeerfarbenen Gummihandschuhen mit limettengrünem Rand den Haushalt in den Griff bekommt, hat vermutlich ein sonniges Gemüt. Wer diese Handschuhe aber in der Version mit goldgesprenkelten Fingernägeln trägt, setzt sich mit anarchistischer Eleganz über alle Notwendigkeiten des täglichen Lebens hinweg. Diese Handschuhe stehen für Revolution, für »Saturday Night Fever« und »Staying Alive«. Die ungarische Schmuckdesignerin Réka Lőrincz sagt: »Schmuckdesign ist für mich eine Möglichkeit, unsere Gegenwart zu interpretieren. Design ist eine ganz besondere Art der Kommunikation zwischen der Außenwelt und meiner Privatsphäre. Mit Design mache ich das Unsichtbare greifbar. In meinen Schmuckstücken konzentriere ich die wirre Vielfalt des Universums. Haufenweise Gefühle und Gedanken wandern mir durch den Sinn, angetrieben von Impulsen aus meiner Umgebung. Ich untersuche sie und verwandle sie in Objekte.«

Réka Lőrincz, geboren 1978 in Budapest, absolvierte eine Ausbildung zur Goldschmiedin an der Kunstschule von Buda und studierte Schmuckdesign an der ungarischen Hochschule für Kunsthandwerk und Design in Budapest. In Barcelona, Birmingham, Bratislava und Antwerpen setzte sie ihre Studien fort. 2011 wurde sie nach diversen Preisen mit dem »Jewellery of the Year Award« ausgezeichnet. Réka Lőrincz' Broschen, Ringe und Halsbänder aus Plastik, Papier und Metall erinnern manchmal an Spielzeug und zeichnen sich durch ihre humorvolle Perspektive aus. In ihren Objekten konterkariert sie die »schlechten Gewohnheiten unserer Gesellschaft« (Réka Lőrincz) mit Swarovski-Steinen und intensiven Farben. Aktuelle Arbeiten sind im Rahmen der Sonderschau SCHMUCK bei der Internationalen Handwerksmesse in der Ausstellung »tog_there!« zu sehen. Kuratiert von Gisbert Stach und Rose Stach, zeigen 20 internationale Autoren-Schmuckkünstler außergewöhnliche Objekte nicht in Vitrinen, sondern auf Sitzgelegenheiten. || cp

TOG_THER!

mit Peter Bauhuis, Emese Benczúr, David Bielander, Florian Buddeberg, Shirin Damerji, Anna Eichlinger, Susanne Elstner, Sławomir Fijałkowski, Christiane Förster, Réka Lőrincz, Daniel Michel, Anna Moll, Pavol Prekop, Nicola Scholz, Kristýna Španihelová, Gisbert Stach, Rose Stach, Norman Weber, Arek Wolski, Christoph Zellweger

Kunstpavillon | 8. bis 12. März | Sophienstr. 7a | Vernissage: 7.3., 19 Uhr | 8.3. bis 11.3., 11–19 Uhr | 12.3., 11–17 Uhr, Künstlergespräch ab 15 Uhr

Bärenauslese

Kino-Trubel im Berliner Winter: Zur 67. Berlinale fahren natürlich auch Münchner Filmemacher. Ein besonders vielversprechender Beitrag ist der an der HFF entstandene Science-Fiction-Film »Tara«. Er wird in der Sektion »Perspektive Deutsches Kino« zu sehen sein.



»Tara« begibt sich auf für das deutsche Kino ungewöhnliche Pfade. Der Sci-Fi-Film wird in der Sektion »Perspektive Deutsches Kino« auf der Berlinale zu sehen sein | © HFF München Felicitas Sonvilla

SIMON HAUCK

Berlin im Frühjahr heißt: Berlinale-Zeit. Neben Filmfans, die in der Kälte vor dem Berlinale-Palast am Potsdamer Platz ausharren, den täglichen Kritikerscharen auf der Suche nach Tickets, pausenlos vielen Sondersendungen im Fernsehen und Radio bedeutet der alljährliche Trubel im Berliner Winter gerade für junge Filmemacher vor allem eines: hohes Prestige – und mitunter weltweite Aufmerksamkeit.

Felicitas Sonvilla ist eine dieser Filmemacherinnen. Mit ihrer an der HFF München entstandenen Science-Fiction-Parabel »Tara« hat sie es in Linda Söffkers renommierte Sektion »Perspektive Deutsches Kino« geschafft. Beim Kennenlernen in München wirkt die 1988 in Wien geborene Filmstudentin von vornherein hochkonzentriert, sehr aufgeschlossen und ganz schön tough für ihr Alter. Aufgeregt sei sie eigentlich »überhaupt nicht«, weil »erst mal die Freude überwiegt«. Auch vor dem traditionell in Berlin besonders kritischen Publikum oder manchen Branchenvertretern, die Söffkers außerordentlich heterogene Programmauswahl in den vergangenen Jahren mitunter stark kritisiert hatten, habe sie überhaupt keine Angst.

Warum auch? Gerade erst konnte Sonvilla an der Seite von Alexander Kluge und Guy Maddin einen Filmessay (»Fabric of a Vampire«) zur aktuellen Murnau-Hommage im Münchner Lenbachhaus beisteuern, der sich künstlerisch mit dessen berühmter »Nosferatu«-Figur auseinandersetzt. Und überhaupt konnte sich die unter anderem in Brüssel, Helsinki und Paris aufgewachsene »überzeugte Europäerin«, die seit 2010 Dokumentarfilmregie bei Heiner Stadler studiert, bereits bei der Projektfindung starke Partner ins Boot holen: zum Beispiel Edgar Reitz als künstlerischen Mentor, der ihren mittellangen Film (30 Minuten) von Anfang an nicht nur finanziell protegierte, wie auch die Freunde der HFF München, die ebenfalls das Budget ihres 23 000 Euro teuren Film-poems früh aufbesserten.

Woran das liegt? Sicherlich auch an der akuten Zeitgeistigkeit ihres um Flucht und Vertreibung kreisenden Stoffes, wenngleich »Tara« (Produktion: Lion Bischof und Jonas Heldt) in Form und Narration bewusst abstrakt gestaltet wurde: Mit offenen Referenzen an cineastische Filmklassiker wie Andrei Tarkowskis »Stalker«, Ridley Scotts »Blade Runner« oder Lars von Triers famose »Europa«-Trilogie, was ihn schon jetzt aufgrund seiner auffälligen Genrehaftigkeit sehr positiv aus der Flut hunderter Studentenfilme des Jahres herausstechen lässt. Neben einer prominenten Besetzung (u. a. mit dem früheren Münchner-Kammerspielensemblemitglied Lena Lauzemis) und einem raffiniert ausgeklügelten Musik- und Sound-design (Silvius Sonvilla), punktet »Tara« in erster Linie mit der vorzüglichen Kameraarbeit von Rebecca Meining, deren Vorliebe für klare Storyboards und präzise Ausleuchtung die leise vor sich hin wabernde Fluchtgeschichte massiv stützt. Denn vieles bleibt auf narrativer Ebene von Beginn an im Unklaren, vieles wird nur angedeutet, (fast) nichts direkt ausgesprochen – zum Wohle des angenehm rätselhaften Filmfragments mit Märchen-Touch.

Das gegenwärtige »Europa in der Auflösung« habe Felicitas Sonvilla zur ihrem Stoff inspiriert, genauso wie ihr persönliches Faible für osteuropäisches Kino und anspruchsvolle Sci-Fi-Literatur vom Schlage eines Stanislaw Lem, erklärt Felicitas Sonvilla. Zudem habe sie dieses Setting bewusst für ihre russische Hauptdarstellerin (und Freundin) Sasha Davydova als Mira geschrieben, die in einem dystopischen, von Nationalismus und Über-

wachung geprägten Europa plötzlich per Zug aus Paris gen Osten fliehen muss: zum geheimnisvollen Ort »Tara«, von dem es heißt, dass sich dort gerade eine neue Gesellschaftsordnung etablieren würde.

Wohin nun ihre persönliche Reise als Filmemacherin weitergehen wird? Die sicherlich kontroversen Reaktionen auf der Berlinale werden es zeigen.

Neben hoffnungsvollen Talenten wie Felicitas Sonvilla haben es natürlich auch – wie schon in den vergangenen Jahren – erneut einige FFF-geförderte Produktionen alter Hasen in das riesige Berlinale-Programm geschafft. Dieses Mal sind es gleich vier bayerisch geförderte Filme, die in Berlin ihre Welt-premiere feiern und dort um Aufmerksamkeit buhlen. Mit Spannung erwartet wird beispielsweise Volker Schlöndorffs neuester Wettbewerbsbeitrag »Return to Montauk«, dem mit Nina Hoss, Susanne Wolf und dem schwedischen Hollywood-Export Stellen Skarsgård wie dem dreifachen César-Gewinner Niels Arestrup hochkarätig besetzten Stoff um Max Frischs berühmte, sehr persönliche Erzählung »Montauk« (1975).

Darin spielen Hoss und Skarsgård ein verflissenes Liebespaar, dessen gemeinsame Vergangenheit sie bei einem Besuch in New York City plötzlich einholt. Schlöndorff – längst kein Jungfilmer mehr – ist in Berlin aus Tradition immer für einen Bären gut und setzt sich mit diesem neuen Stoff – nach seiner grandiosen »Homo Faber«-Adaption (1991) – erneut mit der Gedankenwelt des großen Schweizer Schriftstellers auseinander, dessen legendären Jaguar

er bis heute zu Hause in Potsdam ausfährt: vielleicht ja demnächst mit einem Bären als Beifahrer.

Apropos Literatur: Es war im Prinzip nur eine Frage der Zeit, bis Eugen Ruges phänomenaler Montageroman »In Zeiten des abnehmenden Lichts« (2011) für die Kinoleinwand adaptiert werden würde. Matti Geschonneck, Sohn der DDR-Schauspielerlegende Erwin Geschonneck (»Nackt unter Wöl-

fen«/»Jakob der Lügner«), hat dafür die Regie übernommen. Zum zweiten Mal – nach »Boxhagener Platz« (2010) – kehrt der Potsdamer Regisseur, der vor allem für seine hochkarätigen Fernsehfilme (z. B. »Tod einer Polizistin«) bekannt ist, mit einem Spielfilm auf die große Berlinale-Bühne innerhalb der »Special«-Sektion zurück. Dank Bruno Ganz, dem frisch gebackenen Ehrenpreisträger des Bayerischen Filmpreises, Hildegard Schmahl, Alexander Fehling (»Heimat«) und dem ehemaligen DEFA-Star Sylvester Groth in den Hauptrollen darf man zumindest auf dem Papier in jedem Fall schon einiges von dieser Familiensaga (Produktion: Oliver Berben) erwarten: Schließlich stammt das Drehbuch aus der Edelfeder von Wolfgang Kohlhaase (»Solo Sunny«/»Die Stille nach dem Schuss«).

Ergänzt durch eine aufgefrischte Version des Kinderbuch-Osterklassikers »Die Häschenschule« (Regie: Ute von Münchow-Pohl) als Animationsabenteuer um Max, den kleinkriminellen Großstadthasen, und Marieke Schroeders dokumentarisches Porträt der Münchner Barkeeperinstitution Charles Schumann bei einem Ausflug in die besten Bars der Welt (»Schumanns Bargesprache«) sind auch in diesem Jahr wieder einige bayerische Nuancen im Berlinale-Marathon herauszuschmecken. ||

BERLINALE
67. INTERNATIONALE FILMFESTSPIELE BERLIN
9.–19. Februar | Vollständiges Film- und Veranstaltungsprogramm unter www.berlinale.de



Audi
Forum Ingolstadt

Kultur im Audi Forum Ingolstadt

» Audi Programmkino: Berlinale Filme vom 9. bis 19. 2. 2017, »Django«, »Wilde Maus« und »Der junge Karl Marx« schon vor dem deutschem Kinostart

» Jazz im Audi Forum Ingolstadt | 16. 2. 2017: Christian Elsässer Jazz Orchestra



Offizieller Partner
67 Internationale
Filmfestspiele
Berlin

www.audi.de/foren
 /audiforumingolstadt
 /audiforen

Der Mann im Hintergrund

Ob auf der Bühne oder der Leinwand – der Münchner Comedian Rick Kavanian steht oft im Rampenlicht. Dabei besitzt er noch eine andere große Gabe. Nur bekommt man ihn da nie zu Gesicht – als deutsche Stimme von Austin Powers, Marty, dem Zebra, und Ramon, dem Pinguin.

Man kennt Sie als Komiker auf der Bühne und als Mitglied der legendären »Bullyparade«. Aber Sie arbeiten auch regelmäßig als Synchronsprecher. Kann man das lernen? Oder braucht man dazu einfach nur Talent?

In meinem Fall ist es eine Mischung, würde ich sagen. Das Talent hat dabei geholfen, einen Einstieg zu finden, aber meine Ausbildung hat tatsächlich unter der harten, aber auch sehr liebenswerten und sympathischen Ägide von Arne Elsholtz stattgefunden, der leider letztes Jahr von uns gegangen ist (er war u.a. die deutsche Stimme von Tom Hanks und Bill Murray, Anm. d. Red.). Das war 1999 bei der Synchronisation von Mike Myers als »Austin Powers«, meiner ersten großen Hauptrolle. Ich habe in diesen Tagen unheimlich viel von ihm lernen dürfen. An diese Grundausbildung erinnere ich mich wahnsinnig gerne, denn

Arne ist deutsche Synchronschicht, nicht nur durch seine Art zu sprechen, sondern auch wie er Dialogbücher geschrieben hat.

In einer fremden Sprache werden die Lippen ganz anders bewegt, wie kaschiert man das beim Synchronsprechen?

Wirklich guten Dialogregisseuren gelingt es, den Text so geschickt zu verändern, dass der Mund eben zu ist, wenn er zu ist und umgekehrt, ohne dabei den Inhalt der Geschichte zu verändern. Wenn es sich dabei gar um englischen Slang oder regionale Anspielungen handelt, ist es sehr schwierig, das ins Deutsche zu übertragen. Da bleibt die eine oder andere Pointe mal eben auf der Strecke. Oder



Leiht seine Stimme auch gerne mal anderen: Rick Kavanian © Manfred Baumann

tion statt, wenn das Budget allmählich knapp wird. Wird die Arbeit eines Sprechers genügend honoriert?

Wenn man von großen Hollywood-Studios wie Disney oder DreamWorks engagiert wird, dann verhalten sich die Amerikaner in der Regel sehr anständig. Da scheint nach wie vor noch genügend Geld vorhanden zu sein. Aber ich möchte an dieser Stelle einmal für die vielen Kollegen, von denen man nur die Stimme kennt, eine Lanze brechen. Denn auch sie sind tolle Schauspieler, keine Maschinen, die nur dastehen und den Mund öffnen und schließen. Auch sie besitzen eine große »Ausdrucksfähigkeitsgabe«. Deshalb gehört ihnen größter Respekt gezollt.

Manchmal wird allerdings auch jemand engagiert, der einen klangvollen Namen besitzt, aber von Synchronisation keine Ahnung hat – so kann es vorkommen, dass für einen Film über schnelle Autos zum Beispiel ein Formel-1-Fahrer besetzt wird.

Sollte es einen Formel-1-Fahrer geben, der sagt, ich wäre für mein Leben gern Synchronsprecher, und ich mache außer Formel-1-Fahren nichts anderes, als in meiner Freizeit heimlich Filme zu synchronisieren, dann wird er dies auch gut machen. Aber wenn man jemanden plötzlich aus dem Cockpit herausholt und zu ihm sagt: Jetzt sprich mal zwei, drei Sätze, dann wäre das in etwa dasselbe, wie wenn man mich in so ein Auto setzt und sagt: Fahr so schnell wie Hamilton. Keine Chance. Ich würde den Wagen sofort an die nächste Leitplanke setzen. Das kann man nicht so ad hoc abrufen.

Wie sieht es bei Ihnen persönlich aus? Gibt es Sprachen oder Dialekte, zu denen Sie gar keinen Zugang finden?

Eigentlich gibt es in diesem Bereich für mich keine Grenzen. Bei Stimmen ist das etwas anderes. An Joseph Ratzinger habe ich mir während seiner Regentschaft die Zähne ausgebissen. Egal, was ich versucht habe, ich habe diese Stimme nicht gefunden. Es war unmöglich.

Früher war Berlin die Synchronstadt Nummer eins. Ist das immer noch so?

Ich bin tatsächlich sehr oft in Berlin. Sowohl die »Madagascar«-Filme als auch »Hotel Transsilvanien« und »Why Him?« wurden dort produziert. Und auch für das neue »Schlumpfe«-Abenteuer, das kurz vor Ostern in die Kinos kommt, werde ich wieder in Berlin sein.

Ziehen Sie vielleicht mal in die Hauptstadt? Wäre doch praktisch?

Das habe ich tatsächlich schon überlegt, aber dafür bin ich viel zu gerne in München. ||

INTERVIEW: THOMAS LASSONCZYK

Rick Kavanian ist als Synchronsprecher mit »Why Him?« gerade in den Kinos, auf der Bühne mit seinem Programm »Offroad« am **22. und 23. März** im Münchner Lustspielhaus und auf der Leinwand ab **20. Juli** in »Bullyparade – Der Film« mit Christian Tramitz und Michael Bully Herbig.

Anzeige

„GUT. BESSER. HADER!“ Programm kino.de

JOSEF HADER

PIA HIERZEGGER

GEORG FRIEDRICH

JÖRG HARTMANN

WILDE MAUS



DREHBUCH UND REGIE
JOSEF HADER

www.wildemaus-derfilm.de f/wildemaus-derfilm

MAJESTIC

AB 9. MÄRZ IM KINO!

»Er ist doch nur ein Arbeiter«

Rainer Werner Fassbinders sozialrevolutionäre Miniserie »Acht Stunden sind kein Tag« ist nach 20 Jahren erstmals wieder zu sehen.

SIMON HAUCK

Die Floskel »Acht Stunden sind kein Tag« ist längst in die Alltagssprache eingegangen, die deutsche Band Jetzt! widmete Fassbinders legendärem TV-Experiment im WDR (1972/73) in den 1980ern einen ganzen Song – und der Berliner Theaterzampano René Pollesch zitiert seit Jahren in vielen seiner Inszenierungen fleißig aus den Dialogen dieser lange, lange Zeit verschollenen Miniserie. Schlingensiefel liebte sie, viele Feuilletonisten hassten sie. Kein Zweifel: »Acht Stunden sind kein Tag« hatte schon seit der Erstaussstrahlung genau das erreicht, was Rainer Werner Fassbinder mit ihr auch bezwecken wollte: aufzuregen – und einen Diskurs zu entfachen über »Bewusstseinslockerung« (RWF).

Dank aufwendiger Digitalrestauration durch die Rainer Werner Fassbinder Foundation und mithilfe vieler Unterstützer (z. B. ARRI oder das New Yorker Museum of Modern Art) kann sich nun – nach der Weltpremiere im Rahmen der diesjährigen Berlinale – bald auch jedermann wieder zu Hause ein eigenes Bild von Fassbinders Sichtweise auf das deut-

sche Arbeitermilieu machen – und »Acht Stunden sind kein Tag« sehen. Was im ersten Moment wenig spektakulär klingt, ist tatsächlich nichts Geringeres als eine Sensation, nachdem das 16-mm-Material seit der TV-Uraufführung in den Archiven des WDR vor sich hin moderte und Fassbinders famoses Serienexperiment seit nunmehr 20 Jahren nicht mehr öffentlich aufgeführt werden konnte. Aufgrund ungeklärter Auswertungsrechte und teilweise immens kostspieliger Musikrechte (u. a. für einen Janis-Joplin-Titel) schien »Acht Stunden sind kein Tag« nicht nur in den Augen vieler Fassbinderianer prinzipiell für immer verloren zu sein.

Umso schöner ist es jetzt, Ex-UFA-Star Luise Ullrich wieder als goldige Anarcho-Oma und antiautoritäre Kindergartengründerin erleben zu können und Hanna Schygulla als Angestellten-Fee Marion durchs Büro schweben zu sehen. Oder den Werdegang Gottfried Johns als gleichermaßen geschickten wie aufmüpfigen Werkzeugmacher Jochen mit Jean-Paul-Belmondo-Blick von Neuem mitzuge-



Der Aufsässige: Gottfried John in Rainer Werner Fassbinders »Acht Stunden sind kein Tag« | © Studiocanal

hen, der der Werksleitung die Stirn bietet und Hanna Schygulla – unvergessen – nachts beim Essiggurkenautomaten kennenlernt und sie in der ersten und besten Folge »Jochen und Marion« als Überraschungsgast zum 60. Geburtstag seiner Oma mitbringt.

Gespickt mit grandiosen Kurzauftritten einiger Fassbinder-Stars wie Walter Sedlmayr als frisch gebackenem Witwer (»So, und jetzt möchte ich Hühner züchten!«) oder Kurt Raab als kotzbrockigem »Warum läuft Herr R. Amok?«-Wiedergänger Harald und dank vorzüglicher Kameraarbeit in zwei Farblooks (Dietrich Lohmann), wirkt Fassbinders frühes Wutbürger-Fernsehen von damals heute ungemein erfrischend – und keineswegs verstaubt. Alleine Irm Hermanns Bürotiraden als ungestüm-abfällige Spießlerin (»Er ist doch nur ein Arbeiter«) mit dem klingenden Namen »Fräulein Erlkönig« lohnen jede Sekunde.

Schade nur, dass Fassbinders sozialrevolutionäre Familienserie für »die kleinen Leute« nie fortgesetzt wurde. Schon nach fünf Folgen – und trotz gigantischer Einschaltquo-

ten – drehte der erboste WDR-Intendant diesem ursprünglich auf zehn Folgen ausgelegten Format den Geldhahn zu. Plötzlich zeigten die vorher so anheimelnden Fernsehspielmacher um Günter Rohrbach und Peter Märtesheimer dem Münchner Wunderkind die kalte Schulter, obwohl der schon die nächsten drei Folgen geschrieben hatte. Im Umkehrschluss musste der Regiebeserker, der zu dieser Zeit zum ersten Mal mit viel Budget (1,3 Millionen DM) im großen Apparat einer Fernsehanstalt (105 Drehtage) arbeiten konnte, ironischerweise für sich selbst lernen, dass er eben genau dort der Arbeit anderer ausgeliefert war. ||

ACHT STUNDEN SIND KEIN TAG

Deutschland 1972/73 | Regie und Drehbuch: Rainer Werner Fassbinder | Mit: Gottfried John, Hanna Schygulla, Irm Hermann | 478 Minuten ab sofort im Handel erhältlich: Blu-Ray 27,99 Euro, DVD 24,99 Euro

Trouble in America

Mit »Little Sister« und »Other People« sind jetzt zwei US-Independent-Highlights der letztjährigen Festivalsaison bei Netflix verfügbar. Melodramatisch, doch heiter erzählen beide von tiefen persönlichen Wunden, auch von denen einer verkehrten Nation.

CHRIS SCHINKE

Irgendwie herrscht ja immer Aufruhr in Amerika, aber es gibt Zeiten, da mutet dieses Land noch mal ein ganzes Stück verrückter an als in seinen Ruhephasen. Dass es sich dabei auch um eine positive, ja schöpferische Kollektivverrücktheit handeln kann, haben wir heute beinahe vergessen. Eine solche Zeit war das Jahr 2008, in ihr spielt auch der fünfte Spielfilm des Independent-Filmemachers Zach Clark. Die Handlung von »Little Sister« vollzieht sich vor der Folie einer politisch sich wandelnden Nation, deren Credos »Hope and Change« sind.

Viel Hoffnung scheint für Colleens Familie anfangs aber gar nicht zu bestehen, ihre Mitglieder haben sich einander entfremdet, die junge weibliche Hauptfigur lebt in New York, wendet sich dort aber nicht dem hedonistischen Hipstertum zu, sondern lebt in einem Orden. Eines Tages erhält die junge Nonne eine E-Mail »Dear Sweat Pea – bitte lies das«, schreibt ihre Mutter, »dein Bruder ist zu Hause!« Ihr Bruder, das ist Jacob, er wurde im Irakkrieg schwer verstümmelt. Sein entstelltes Gesicht will er vor der Welt verbergen. Als Colleen in die Heimat in der Einöde zurückkehrt, wird schnell klar, wovon sie einst geflohen ist. Im Zentrum der dysfunktionalen

Familie steht ihre Mutter, die hat sich eine strikte Diät bestehend aus Rotwein, Gras und Stimmungsaufhellern verschrieben – ihre Gefühlsausbrüche takten den Familienalltag, in dessen Verlauf sich Colleens blasser Dad zumeist seinem Überlebensinstinkt folgend wegduckt. Jacob hat sich in einer Death-Metal-Hölle vergraben, die einmal sein Jugendzimmer war und drischt darin den ganzen Tag auf sein Schlagzeug ein. Als Colleen sich ihm anzunähern beginnt und ihm sachte einen Weg zurück in die Welt weist, beginnen nicht nur die inneren Wunden ihres Bruders zu heilen, sondern auch ihre eigenen, die noch aus der Teenagerzeit als Gothic-Girl stammen.

Diesem seltsamen Geschwistergespann bei seinem Weg ins Licht zuzusehen, ist nicht nur deshalb ein Genuss, weil Zach Clark sämtliche Schattierungen der dramatischen Erzählung beherrscht, sondern auch wegen seiner beiläufigen Leichtigkeit des Tons, der in der schrägen Tragikomödie zu komischen, wahrhaft erlösenden Momenten führt. Getragen sind sie von einer verrückten Hoffnung. Von so einer erzählte auch Barack Obamas Wahl-nachtrede im Chicagoer Grant Park, die sich als O-Ton durch die Schlussminuten von



Vom Gothic-Girl zur Nonne: Addison Timlin wandelt sich in Zach Clarks »Little Sister« | © Zach Clark

»Little Sister« zieht. Es gibt strahlend schöne Momente im Leben, die fühlen sich im Nachhinein wie Wunden an.

Von denen erzählt auch »Other People«, dieser Film ist gleichsam eine Erzählung, deren Pfade aus der Großstadt in die Provinz, genauer gesagt in die Vorstadt von Sacramento führen. In Chris Kellys Comedy-Drama, das auf dem Sundance Festival seine Premiere feierte, kehrt der junge Schriftsteller David aus New York in sein Elternhaus zurück, um seine Mutter, die an einem seltenen Tumorleiden erkrankt ist, beim Sterben zu begleiten. Mit Davids Leben steht es auch ansonsten nicht zum Besten. Seine Karriere als Witzschreiber und ambitionierter Drehbuchautor von TV-Serien will einfach nicht in Gang kommen, und obendrein hat ihn auch noch sein Boyfriend sitzen lassen. Davon hat David seinen Eltern noch nicht mal erzählt. Ist vielleicht aber auch besser so, denn sein Vater hat offensichtlich etwas gegen Schwule. Dass Davids Mutter sterben wird, steht fest, es geschieht in der intimen Eröffnungssequenz des Films. Der Tod ist eine Klammer in »Other People«, innerhalb der sich ein ambivalentes, von Komik und Dramatik getragenes Schauspiel entfaltet: Molly Shannon verleiht der Figur einer ster-

benden Mutter Würde, ohne den Zuschauer mit melodramatischen Effekten abzuspeisen; und Jesse Plemons, der in jüngster Zeit vor allem in Nebenrollen wie in der Serienadaption von »Fargo« auf sich aufmerksam machte, zeigt, dass er auch das Format zur vielschichtigen Hauptrolle hat. »Other People« ist ein sehr persönlicher, weil autobiografischer Film. Dessen Regisseur Chris Kelly verarbeitet darin seine persönlichen Erfahrungen. Heute ist er erfolgreicher Autor der beliebten US-Comedyshow »Saturday Night Live«. Sein Debütfilm bleibt hoffentlich nicht sein einziger Ausflug auf die Kinoleinwand, denn Kelly besitzt die seltene Gabe, genau zu zeigen, wie es sich anfühlt, dieses schöne Scheißleben. ||

LITTLE SISTER

USA 2016 | Regie: Zach Clark | Mit: Addison Timlin, Ally Sheedy u. a. | 91 Minuten

OTHER PEOPLE

USA 2016 | Regie: Chris Kelly | Mit: Jesse Plemons, Molly Shannon, Bradley Whitford u. a. | 96 Minuten || beide Filme sind aktuell beim Streamingdienst Netflix abrufbar



Denzel Washington und Viola Davis in der Adaption des Broadway-Erfolgs »Fences« | © Paramount

JULIA WEIGL

Lässig schwingen sich Troy und sein Arbeitsbuddy Bono auf ihren Müllwagen. Den Truck fahren dürfen beide nicht. Denn sie sind schwarz. Und Schwarze dürfen im Amerika der 50er Jahre lediglich den Dreck der Weißen wegmachen. Den Wagen lenken, der durch die Straßen Pittsburghs tuckert, das bleibt zunächst ein Privileg der Weißen. Die ersten Minuten von Denzel Washingtons dritter Regiearbeit »Fences« eröffnen bereits den Diskurs. Im Zentrum steht Troy: sein Leben, seine Familie, sein Kampf mit den Ungerechtigkeiten des Alltags. Gespielt wird er von Washington selbst. Er hat ihn 2010 bereits am Broadway verkörpert, im gleichnamigen Theaterstück von August Wilson.

Ursprünglich wollte Eddie Murphy Troy in der Filmversion spielen. Nachdem er die erste Broadway-Inszenierung 1987 gesehen hatte, war er so begeistert, dass er gleich sein Studio Paramount überredete, die Rechte zu kaufen. So sagt es die Legende jedenfalls. Das Problem war dann allerdings, einen passenden Regisseur zu finden, denn die Auflage vom Autor August Wilson, der auch das Drehbuch verfasste, war: Er muss

schwarz sein. Und das war im Hollywood der Achtziger und Neunziger gar kein so leichtes Unterfangen. So hat es knappe dreißig Jahre gedauert, bis Denzel Washington das Projekt gewagt hat.

Ein Theaterstück fürs Kino zu adaptieren, ist nicht so leicht; vor allem, wenn der einzige Schauplatz ein winziger Backyard ist. Da konzentriert sich die Kamera – zwangsläufig – auf die Figuren. Als Zuschauer muss man sich darauf einlassen können. Auf die Ruhe, die Intimität der Kamera, die Kraft der Dialoge, den engen Raum. Washington erweitert diesen zwar noch um die Straße vor dem zweistöckigen Backsteinhäuschen, Küche und Wohnzimmer, verlässt sich dann aber doch auf sich und seine Schauspielkollegen, Viola Davis als seine unterwürfige, aber auch resolute Gattin Rose, Stephen Henderson als Müllabfuhrkollege und bester Kumpel Mr. Bono.

Aber: Alles dreht sich um Troy. Er quasselt und singt, streitet und schwingt, lächelt und grübelt. Dabei erfährt man so einiges über seinen brutalen Vater und die schreckliche Kindheit im Dirty South der USA, seine Alkoholeskapaden, die 15

Backyard Blues

Denzel Washington adaptiert mit »Fences« August Wilsons gleichnamiges Theaterstück als intimes Familiendrama.

Jahre im Knast, in denen er verpasst hat, seinen ersten Sohn aufwachsen zu sehen. Troys Leben ist ein einziger Reifall: Er hat drei Kinder von drei verschiedenen Frauen, sein Haus hat er mit dem Geld seines geistig behinderten Bruders gekauft, und seiner Karriere als Profi-Baseballspieler trauert er heute noch nach. »Fences« ist der Kampf eines Mannes, der sich von der Gesellschaft, ihren Konventionen und Regeln in die Enge gedrängt fühlt und das alles an seinem Umfeld auslässt. »Fences« ist das historische Bild einer vergangenen Zeit, die heute doch immer wieder aktuell scheint. »Fences« ist ein intensives Hinterhofkammerspiel. Vier Oscar-Nominierungen hat der Film dafür eingeholt, in den Kategorien bester Film, Hauptdarsteller, Nebendarstellerin und adaptiertes Drehbuch. ||

FENCES

USA 2016 | Regie: Denzel Washington | Mit: Denzel Washington, Viola Davis, Stephen Henderson u. a. | 138 Minuten
Kinostart: 16. Februar

Kino als Verführung

In »Hitlers Hollywood« spürt Rüdiger Suchsland der Manipulations- und Anziehungskraft der nationalsozialistischen Filmproduktion nach.



Hilde Krahl in »Großstadtmelodie« | © farbfilm verleih

MICHAEL STADLER

Wer könnte Hans Albers und Heinz Rühmann widerstehen, ihrem Charme, ihrem Pfiff? Pfeifend und singend begeben sie sich zum Bade – »Jawoll, meine Herrn, die Sorgen sind fern!« – und bieten jenes saubere Entertainment, das während der Nazi-Zeit gefragt war. Der Zuschauer wird durch heiteren Eskapismus eingeseift – mit »Der Mann, der Sherlock Holmes war« (1937) beginnt Rüdiger Suchsland seinen filmischen Essay über »Hitlers Hollywood«, in dem er sich mit dem deutschen Propagandakino von 1933 bis 1945 auseinandersetzt. Damit setzt der Filmjournalist und Regisseur Suchsland nach seinem ersten Dokumentarfilm »Von Caligari zu Hitler« (2014) seine Zeitreise in der Kinogeschichte fort, um sein Augenmerk auf die Inhalte, aber auch formalen Merkmale, ja, ästhetischen Qualitäten der Filme dieser Zeit zu richten. Keine Interviews und Talking Heads – die Filme sprechen. Suchsland und Cutterin Ursula Pürer tauchen ganz in die manipulative Bildwelt ein.

Dabei erweist Suchsland sich erneut als kundiger, prägnant formulierender Autor und Sprecher, der auch die ideologischen Risse in den Filmen aufzut. Etwa in Veit Harlans »Verwehte Spu-

ren« (1938), von Suchsland als »großer Film noir« gewürdigt, in dem das Verschwinden einer Frau in Paris eine Atmosphäre der Verunsicherung erzeugt. Ansonsten: Kino als Halt, als Wegweiser, als Gift in die Augen geträufelt. All die euphorisierten Gesichter, wenn Hitler vorfährt. Die Propagandamaschine von Goebbels orientierte sich am Eskapismus des US-Kinos, die Stars kamen oft aus dem Ausland, Kristina Söderbaum aus Schweden etwa, während einheimische Größen wie Marlene Dietrich ins Exil gingen. Rüdiger Suchsland analysiert die Stars, die Handschriften der Regisseure, entdeckt immer wieder Todessehnsucht in den Filmen. Und macht Lust darauf, sich diese in Gänze anzuschauen, natürlich mit kritischem Blick. Eine Kinodokumentation über eine Kinoepoche ist eben immer auch Verführung. ||

HITLERS HOLLYWOOD – DAS DEUTSCHE KINO IM ZEITALTER DER PROPAGANDA 1933–1945

Dokumentarfilm | Deutschland 2016 | Regie: Rüdiger Suchsland
105 Minuten | Kinostart: 23. Februar

Anzeige

HOFSPIELHAUS
Merk München

Die Fledermaus

OPERETTE VON JOHANN STRAUSS
EINE MÜNCHNER INNENSTADTVERSION

PREMIERE **2. FEBRUAR 2017**

WEITERE TERMINE: 9.2./16.2./23.2. & 11.3./17.3./23.3./30.3., 20:00 UHR

FALKENTURMSTRASSE 8 · 80331 MÜNCHEN · TELEFON: 089/24 20 93 33
WWW.HOFSPIELHAUS.DE | www.facebook.com/hofspielhaus

Generation Beziehungs-Wirrwarr

Zwischen Vinylplatten und Apple Laptops: Marie Kreutzers »Was hat uns bloß so ruiniert« ist eine tragikomische Ode an das Beziehungsleben mit Mitte 30.



Vicky Krieps und Marcel Mohab in den Beziehungswirren von »Was hat uns bloß so ruiniert« | © movienet

MICHAEL STADLER

Vielleicht liegt der Ruin ja im Reichtum, nicht nur in finanzieller Hinsicht, sondern im Reichtum der Ideen, im Meer der Möglichkeiten, das sich dem gut situierten Großstädter scheinbar öffnet, wobei jede Entscheidung eben auch bedeutet, dass manche hübsche alternative Freiheit wegfällt. Oder? Den bourgeois Bohemiens, den Bobos, denen Marie Kreutzer mit »Was hat uns bloß so ruiniert« eine tragikomische filmische Ode widmet, geht es auf den ersten und auch zweiten Blick gut: Die Wohnungen, die drei Paare Mitte dreißig in Wien bezogen haben, bieten genug Raum zum Wandeln. Man kann sich die Vinyl-Plattensammlung, den Hipster-Schick, die Apple-Laptops leisten. Und die Hightech- bis Retro-Geschenke eh, die vor dem gemeinschaftlichen Weihnachtessen ausgepackt und zelebriert werden: Toll, welche fein mahlenden Laute die Profitec-Kaffeemaschine produziert!

Als größtes Geschenk wartet jedoch etwas im Bauch von Stella, was den Freunden beim Mahl offenbart wird, womit dann gleich der nächste Wettbewerb in Sachen Selbstoptimierung und Lebenserfüllung eröffnet wird. »Erster!«, meint Freund Markus, und schon diskutieren die anderen Paare vor-

handene wie nicht vorhandene Kinderwünsche. Einige Zeit später haben Ines und Mignon nachgezogen, Schwangerschaft überall, aber nicht unbedingt Mutterglück. Da wird sinniert, dass fett und schön bei Mamas eben gleichzeitig nicht geht. Ines will die Tochter – genannt Elvis, weil ein Sohn geplant war – eigentlich nicht, trennt sich von Partner Chris und überlässt ihm gerne einen Teil der Fürsorge. Mignon, von Pheline Roggan mit dickem französischem Akzent gespielt, verfolgt ihr Fair-Trade-Bio-Projekt auch mit Tochter und lässt die lieber auf den Boden machen, als ihr Windeln anzuziehen.

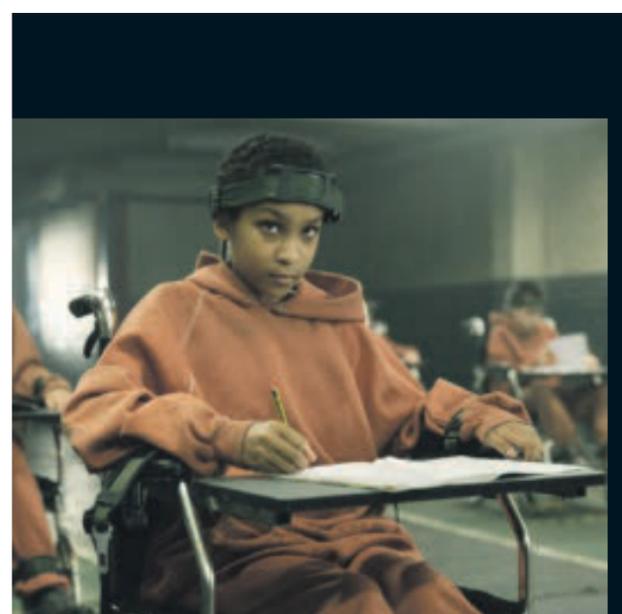
Was die Norm ist und was der Regelverstoß, wo die ideale Daseinsvariante, die richtige Einstellung zu Partnerschaft und Kindergrößen liegt, das verhandeln diese drei Paare in Kreutzers Film und schlagen verschiedene Marschrichtungen ein, ohne dass sich eine davon als konfliktresistent erweist. Die Angst davor, spießig zu werden, liegt in der Luft, aber wenn Stella einen Ausbruch aus dem Muttersein wagt, muss sie sich den Vorwurf gefallen lassen, verantwortungslos zu sein. Also: Wie der ach-so-bösen Komplexität des Lebens, dem lauernden Ruin entgehen? Es ist eine Mission impossible, der Kreutzer,

die auch das Drehbuch geschrieben hat, mit liebevollem wie ironischem Blick zuschaut, und es gelingt ihr, dass ihre Figuren trotz mancher Überzeichnung »echt« und sympathisch bleiben.

Der Song, der den Titel des Films inspiriert, ist dabei schon zwanzig Jahre alt. »Was hat dich bloß so ruiniert?« hat die Hamburger Band Die Sterne, die übrigens am 21. Februar im Club Strom auftritt, bereits 1996 gesungen, als die Jutebeutel für den Hipster von heute noch gar nicht gestrickt waren. Die kritische Selbstbefragung überträgt Kreutzer vom »Ich« selbstbewusst auf ein »Wir«, eine ganze Generation befindet sich also im Orientierungstaumel, aber trotz Beziehungswirren und Aggro-Kids bleiben die Eltern weitgehend entspannt, formbewusst und lustig. Auch wenn das »I Wanna Dance With Somebody« in Kreutzers Film ziemlich melancholisch klingt. ||

WAS HAT UNS BLOSS SO RUINIERT

Österreich 2016 | Regie: Marie Kreutzer | Mit: Vicky Krieps, Marcel Mohab, Pheline Roggan, Andreas Kiendl, Pia Hierzegger, Manuel Rubey | 96 Minuten | seit **9. Februar** im Kino



Ist sie die Rettung der Menschheit? Gemma Arterton | © SquareOne/Universum

SOFIA GLASL

Als Pandora ihre Büchse öffnet, bringt sie alles Unheil über die Welt. Nur die Hoffnung bleibt verschlossen und damit die Frage, ob sie nicht das größte Übel sei. In »The Girl with all the Gifts« verhandelt Regisseur Colm McCarthy diese philosophische Grundfrage im zugleich unwahrscheinlichsten und naheliegendsten Genre, dem Horrorfilm. Er lässt Pandoras Plagen in Form sämtlicher gängiger Zombie-Tropen auf die Menschheit los. Ein unheilbarer Pilz verbreitet die Zombieapokalypse, macht die Menschen zu »Hungries«, die sich kannibalisch auf die noch Lebenden stürzen. Die Hoffnung: eine Gruppe Kinder, die immun gegen den Erreger sind – aber nur teilweise.

Nachdem die Forschungseinrichtung, in der die Kinder festgehalten werden, von Hungries überrannt wurde, müssen sich die Überlebenden zu einem Militärstützpunkt durchschlagen, unter ihnen eines der Kinder. An der Anwesenheit des Mädchens

Zombie-Plädoyer für die Menschlichkeit

In »The Girl With All The Gifts« wird die Erde von einer Horror-Seuche heimgesucht – Filmemacher Colm McCarthy erzählt eine ungewöhnlich emotionale Untergangsfantasie mit subtilem Witz.

Melanie spaltet sich die Truppe, die einen sehen eine Gefahr und einen entmenslichten Laboraffen in ihr, die anderen einen Hoffnungsschimmer. Dieser Kampf erweist sich als viel grundlegendere Frage nach den Bedingungen und Regeln von Menschlichkeit. In Gefängnisoverall und Hannibal-Lecter-Maske wird sie zum Inbegriff der unterdrückten Emotionen dem eigenen Anderen gegenüber und zu einem Plädoyer für Menschlichkeit. McCarthy orchestriert mit minimalen Mitteln und subversivem Witz einen so schlaun wie packenden Reigen aus leisen Horror-Reminiszenzen und schafft so ein ungewöhnliches Porträt der immerwährenden Identitätskrise der Menschheit. ||

THE GIRL WITH ALL THE GIFTS

GB, USA 2016 | Regie: Colm McCarthy | Mit: Gemma Arterton, Glenn Close u. a. | 112 Minuten | seit **9. Februar** im Kino

Anzeige

theater
akademie
august
everding

LOVE ME GENDER?

14. BIS 19. FEBRUAR 2017
AKADEMIETHEATER

INFO & TICKETS
TEL. 089 2185 1970
WWW.THEATERAKADEMIE.DE

HOCHSCHULE
FÜR MUSIK UND THEATER
MÜNCHEN

Kammerspiele I: Nicolas Stemann inszenierte mit tollen Schauspielern Tschechows »Kirschgarten« als trockenen Debattenkommentar.

Eine Ära wird abgeholt

PETRA HALLMAYER

Auf diese Premiere durfte man gespannt sein. Schließlich ist es etwas Besonderes, wenn der Freund postdramatischer Textflächen Nicolas Stemann sich Tschechow zuwendet und erstmals feste Rollen verteilt. Damit nun keiner auf die Idee kommt, er kehre zum Repräsentationstheater zurück, hat Stemann mehrere Figuren nicht altersadäquat, mit zu jungen oder zu alten Schauspielern besetzt. Die Absicht dahinter, uns die Konstruktion von Identitäten vorzuführen, erschließt sich allerdings nur aus dem Programmheft. Und dass er sich als Regisseur treu bleibt, wird ohnehin von Beginn an deutlich.

Auf der leeren Bühne treten die Akteure wechselweise nach vorn ans Mikro, während der rote Vorhang als Symbol einer vergangenen Theaterära, das später heruntergerissen wird, endlos auf- und zugezogen wird. Als kurzer Verweis hätte der Gag funktioniert, so überstrapaziert nervt er bald. Ausdifferenzierte Figurenzeichnung interessiert Stemann nicht. Er nimmt Tschechows Stück über den Untergang einer zu Zukunftsent-



Der rote Theatervorhang hat ausgedient. Gutsbesitzerin Ranjewskaja (Ilse Ritter) will dem Geschäftsmann Lopachin nicht glauben, dass ihre Zeit vorbei ist
© Thomas Aurin

würfen unfähigen Gesellschaftsschicht als Material, um die Kammerspieldebatte zu kommentieren und Positionen abzu- stecken. Auf manche selbstreferenzielle Anmerkung hätte man gerne verzichtet.

Doch immer wenn die Inszenierung den Schauspielern Raum gibt, sich auf den Text zu konzentrieren, folgt man ihr gern, gelingen ihr intensive Passagen und Momente von schöner Komik. Ein fabelhaftes Ensemble hat Stemann versammelt, darunter Ilse Ritter, die die Gutsbesitzerin Ranjewskaja als realitätsblinde Grande Dame gibt, Annette Paulmann als Warja, Julia Riedler als Anja, Peter Brombacher als Kapitalist Lopachin und Christian Löber als für Slapstickeinlagen sorgender Tollpatsch Jepichodow. Und dann ist da die wunderbare Brigitte Hobmeier als fingerschnippend zaubernde Scharlotta, die die Menschen zum Tanzen bringt und der mit ihrer – letzten – Nebenrolle tatsächlich ein Zauberkunststück glückt. Mit welcher Leichtigkeit sie in einem Solo ironische Rollen-

brüche, Spiellust und -kunst zusammenführt, das ist hinrei- ßend und sagt mehr aus als viele ideologielastige Theaterkon- zepte.

Erst am Ende nähert sich Stemann der politischen Gegen- wart, macht es sich dabei jedoch etwas zu einfach. Da stimmt der uralte Diener Firs (mit Samouil Stoyanov jung besetzt) als Vertreter der Ewigvorgestrigen eine Wutrede an, brüllt in Erin- nerung an Zeiten, als die Welt noch in Ordnung war: »Früher, da wurde man noch durchgeprügelt!« Das soll Aktualität her- stellen, ist aber leider nur eine aus zahlreichen Kabarettaben- den bekannte Pointe. ||

DER KIRSCHGARTEN

Kammerspiele | 23. Feb., 23., 31. März | 19.30 Uhr | 21. März 20 Uhr | Tickets: 089 23396600
www.muenchner-kammerspiele.de

Kunstblutorgie

Kammerspiele II: Eine Idee und viel Leerlauf – Christopher Rüpings »Hamlet«-Version.

Gleich zu Beginn fließt Blut. Eimerweise wird es von einer Zapfanlage im Hintergrund hereingeschleppt und auf den Gitterboden geschüttet. Christopher Rüping rollt in der Kam- mer 2 Shakespeares Tragödie von hinten auf. In seiner Insze- nierung erteilt Hamlet Horatio den Auftrag zu berichten, was

dereinst geschah im Staate Dänemark. Das erzählen drei tolle Schauspieler fürderhin nach oder illustrieren es in eifrigem Rollenwechsel mit kleinen Szenen. Mal zieht sich Nils Kahn- wald, der aufgrund einer Meniskusverletzung im Rollstuhl sitzt, einen Fummel über und mimt Ophelia, mal gibt der nuancenreich sprechende Walter Hess mit Zopfperücke deren Vater. Ein schwarzer Kapuzenpulli kennzeichnet den Dänen- prinzen, den vorwiegend Katja Bürkle verkörpert, die dessen Hass auf die Welt mit grimmigem Furor herausschreit. Dieser Hamlet ist ein über Leichen gehender Radikaler, ein Fanatiker, Manipulator und egomanischer Narzisst. Das ist ein zwar kei- neswegs neuer, aber interessanter Deutungsansatz, daraus ließe sich ein spannender Theaterabend basteln. Nur müsste man dafür die Idee weiterdenken und mit Substanz füllen. Bei Rüping aber ist nach wenigen Minuten alles klar und wird nichts Wesentliches mehr hinzugefügt. Gut, es gibt noch ein paar gewitzte Einfälle. Wir hören gesampelte Auszüge aus Klas-

siker-Aufnahmen des »Sein oder Nichtsein«-Monologs, die in Elektromusik eingebettet werden. Wenn Bürkles Hamlet eine lange brutale Schimpftirade über Ophelia (»Schmeißfliege!« – »Roll ab! Verpiss dich!«) ergießt, wird der als Notlösung einge- setzte Rollstuhl geschickt eingebaut. Der Rest ist Leerlauf. Begleitet von dröhnend lauten Soundkompositionen kriegt bald dieser, bald jener klatschplitschplatsch einen Eimer Blut über den Kopf gekippt. Allein der behauptete Gewaltrausch bleibt pure Spielerei und berührt einen so wenig wie Hamlets seltsam unmotivierter Amoklauf. || ph

HAMLET

Kammerspiele | 16., 17. Feb. (ausverkauft), 1., 21., 23. März 19.30 Uhr | 10. März | 18 Uhr | Tickets: 089 23396600
www.muenchner-kammerspiele.de

Ein Gespenst geht um in Deutschland

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Linda Löbel und Sebastian Linz von ausbau.sechs schicken in ihrer installativen Performance »Die Glücklichen« nach dem Roman von Kristine Bilkau ihr Publikum direkt ins Herz der deutschen Finsternis. In die Hirne von Isabell und Georg. Sie ist Cellistin, er Lokalredakteur bei einer Tageszeitung. Sie haben einen einjährigen Sohn und sind angekommen im sanierten Altbau in der Großstadt. Ein typisches Öko-Yuppiepäarchen eben. Doch sie sind befallen vom Virus der Angst. Der Angst vor dem gesellschaftlichen Abstieg. Wo die erleuchteten Fenster des kreativen In-Viertels ihnen gerade noch freundlich und warm zuwinkten, bedeuten sie ihnen jetzt: Ihr müsst draußen bleiben.

Was interessiert die Theatermacher am zunächst eingebil- deten Abstieg dieser wohlbehüteten Großstädter, deren intel- lektueller Horizont gerade mal vom Spielplatz zum Bioladen reicht? Sebastian Linz findet es spannend, was ihre Angst für Dynamiken auslöst und für politische Entscheidungen – die Angst einer Schicht, die unter Druck gerät und – obwohl sie nicht am Hungertuch nagt – sich nicht mehr sicher fühlt, weil prinzipiell die Möglichkeit des Abstiegs besteht. Die beiden sind keine AfD-Wähler, Linz hält es aber für möglich, dass es dahin tendieren würde, wenn das Buch noch 500 Seiten wei- terginge. Die inneren Weichen von Isabell und Georg sind uns



Die Theatermacher Linda Löbel und Sebastian Linz | © Alexander Litschka

Kammerspiele III: Ausbau.sechs erforscht in »Die Glücklichen« die Angst vor dem Abstieg.

letztendlich ziemlich nahe, ob wir wollen oder nicht. Und so schicken ausbau.sechs uns in der Kammer 2 in Zweiergruppen durch mit Folie abgehängte Räume. Über Kopfhörer bekommt einer die Perspektive Isabells, der andere die von Georg zu hören. Die beiden kommunizieren nicht miteinander, flüchten

sich vielmehr in Instagramwelten von heilen Familien oder die Bilder toskanischer Bauernhöfe. Der Trip in die Gedankenwelt des Paares könnte zum Abgleich mit eigenen Ängsten führen. Vielleicht denken wir über gesellschaftliche Mechanismen nach und darüber, wie wir selber ihnen gehorchen.

Ausbau.sechs produziert zum ersten Mal an den Kammer- spielen. In der Stadt besteht Uneinigkeit darüber, ob die Ver- mischung von Stadttheater und freier Szene den freien Künst- lern zugutekommt oder ihnen schadet (siehe S. 25). Sebastian Linz meint, darüber könne man prinzipiell streiten, tritt aber dem Vorwurf, dass die Kammerspiele auf diese Art zusätzli- ches Geld abgreifen, entgegen. Er schätzt die klaren Verabre- dungen und die Unterstützung von Werkstätten und Produkti- onsleitung, vor allem vom Dramaturgen Christoph Gurk. Natürlich alles im Rahmen dessen, was die Dienstpläne herge- ben. Und Geld in Form eines Koproduktionsbeitrags überwei- sen die Kammerspiele auch. ||

DIE GLÜCKLICHEN

Kammer 2 | 24.–26. Feb. | 16, 18, 20 und 22 Uhr
Tickets: 089 23396600 | www.muenchner-kammerspiele.de



Fremde sind unerwünscht: (v.l.) Mara Widmann, Mehmet Sözer und Jakob Geßner vor den Dörflem | © Arno Declair

Volkstheater: Nicolas Charaux findet mit einem glänzenden Ensemble eindrucksvolle Bilder für Kafkas »Schloss«.

Schlangen im Pelz

SABINE LEUCHT

In einer zur Rampe hin geschlossenen Wand ist eine halb von Jalousien verdeckte Scheibe. Und plötzlich purzelt jemand aus dem schwer einzusehenden Bild: Es ist K., und zwar einer von vielen, die auf der Bühne des Volkstheaters den Weg zum Schloss suchen und zu den Ohren diverser Wirtinnen, Boten und Verwaltungspersonen, die in Nicolas Charaux' Inszenierung von Franz Kafkas unvollendetem Roman allesamt zotzige Pelzmäntel und -Kappen über schmutziggrauen Overalls tragen und von Zuckungen der Nerven oder der Bosheit geschüttelt werden. Ebenso übrigens wie all die K.s, die sich immer wieder neu aus einer Kollektivbewegung herauschälen oder übrig bleiben, wenn die anderen weiterziehen.

Dieses Verfahren betont die existenzielle Verlassenheit von Kafkas Protagonisten, dessen Ziele sich wie in einem besonders verzwickten Labyrinth immer weiter von ihm entfernen, je näher er ihnen zu kommen versucht. Es verbildlicht die Dynamik des Einer-gegen-den-Rest-der-Welt, bis der Rest sich nicht mehr entschlüsseln lässt: »Ihr seid einander ja ähnlich wie Schlangen«, sagt der »Landvermesser« K. verwundert zu seinen »Gehilfen«. Und dies ist mit Sicherheit einer der Sätze, die Charaux sehr genau gelesen hat.

Der junge französische Regisseur, der in der letzten Spielzeit schon Lars Noréns »Dämonen« auf der kleinen Bühne des Volkstheaters spuken ließ, hat das Undurchschaubare in Kafkas »Das Schloss« zum zentralen Thema gemacht – und er hat in Pia Grevens Bühnenkasten, der erst langsam aus der Wand heraus, später aber auch schnell wie ein Karussell um sich selbst gedreht wird, eine wunderbare Landschaft für seine Inszenierung. Sie wird bewegt von der Körperkraft der Wesen, die sie bewohnen und wartet mit immer neuen Nischen und Winkeln auf, in denen der Grünspan giftige Muster auf Kupferwände malt. Sie ist ein geradezu unvermessbares Rätsel und damit ganz wie das Dorf rund ums Schloss, in dem »Gastfreundlichkeit nicht Sitte« ist. Die Dorfbewohner haben hier weiß geschminkte Gesichter und begegnen K. als mal insektenemige, mal wie Schlangen zischelnde und nagerhaft mummelnde Kreaturen oder als vergeistigt »Hui« rufende Backgroundtänzer, während im Vordergrund der Dorfvorsteher die Ausweglosigkeit von K.s Situationen so atemlos erläutert, als würde sein Restverstand gerade in den lässig geknüpften Schlaufen der Verhinderungsbürokratie erdrosselt. Charaux hat Ideen en masse und lässt dem Aberwitz zwischendurch

freien Lauf. Da wird zombiehaft geschlichen und gegähnt, ein Schauspieler von einem anderen wie eine Puppe geführt, da gibt es Lachkreischmonologe ohne ein verständliches Wort oder sehr besonnenes Erzählen mit perfekt imitierten Tonstörungen. Gut, manches ist schlicht albern, aber alles hervorragend gemacht. Deshalb müssen die acht Schauspieler alle genannt werden: Luise Kinner, Pola Jane O'Mara, Mara Widmann, Carolin Hartmann, Jonathan Müller, Mehmet Sözer, Jakob Geßner und Silas Breiding legen eine so geschlossene, bewegungsgenaue und sprachensible Ensemble-Glanzleistung hin, dass sie sich zum wie im Buch offenen Ende hin selbst schwindelig spielen. Der bilder- und actionreiche Abend ersetzt nicht den individuellen Weg durchs Buch, macht aber Lust darauf, ihn bald wieder zu wagen. Lust auf Theater macht er sowieso. ||

DAS SCHLOSS

Volkstheater | 11., 12., 28. Feb., 1., 8., 9. März | 19.30 Uhr
Tickets: 089 5234655 | www.muenchner-volkstheater.de

Strahlende innere Sonne

Vergewaltigen geht hier so: Zampanò zieht sich sein schwarzes Überhöschen herunter und stellt sich dicht hinter Gelsomina. Und weil Thorsten Krohn das ohne jeden emotionalen oder Handlungs-Schnickschnack macht, steckt schon genügend Gewalt in der Szene.

In Federico Fellinis »La Strada« geht es zwischen einfachen Leuten, Gauklern und Schaustellern nackt ums Überleben. Nur Gelsomina, das geistig arme und vielleicht gerade deshalb seelisch intakt gebliebene Mädchen, bringt ein wenig Wärme in den harten Straßen-Alltag. Lucca Züchner spielt sie in Beat Fähs Schauburg-Inszenierung mit linkischen Bewegungen, neugierigen Zukunft vorgestrecktem Kopf und strahlender innerer Sonne. In Carolin Müllers nachlässig getünchtem Zirkusrund wird sie am Ende dennoch gestorben sein; aber Züchner wird deshalb nicht aufhören zu erzählen. Denn Fellinis traurige Geschichte bleibt in Fähs Fassung stets ein von allen gemeinsam vorangetriebenes Prosa-Gespinnst, in dem Figuren mit eingesponnen sind, in die man hinein- und wieder herauschlüpfen kann wie in verlassene Kokons. Die bezaubernde Regina Speiser, der athletische Nick-Robin Dietrich, der kauzige Peter Wolter, der wie ein Hoffnungsstrahl in Gelsominas Leben hineinscheinende Markus Campana als Matto, der selbst Gemeinheiten wie »das perfekte Posaumentrampelgesicht« mit Charme vorbringen kann: Sie alle sind wunderbar und wunderbar selbstverständlich Teil eines seltsam-surrealen Ganzen. Zuweilen wirkt

Schauburg: Beat Fäh macht Schluss mit der Bühnenregie. Zum Abschied hat er dem Theater »La Strada« geschenkt.



Im (Rhön-)Rad des Lebens: Gelsomina (Lucca Züchner) und Matto (Markus Campana). Zampanò (Thorsten Krohn) beäugt sie misstrauisch | © DigiPott

das gemeinsame Erzählen unnötig umständlich, meist aber entwickelt der Abend für Erwachsene und Jugendliche ab 15 Jahren einen unwiderstehlichen Sog. Das liegt an den Schauspielern, die leider zum Ende der Spielzeit alle die Schauburg verlassen. Und das liegt an Beat Fäh, der mit »La Strada« den Schlussstrich unter eine große Regiekarriere setzt. Künftig wird der 64-Jährige nur noch Schweizer Spitzensportler trainieren. Und auch am Elisabethplatz geht es zum Abschied sportlich zu: In und auf bis zu drei Rhönrädern gleichzeitig wird hier geturnt, balanciert oder auch einfach nur gehockt. Schauspieler werden in ihnen festgesetzt, weil die Figur, die sie gerade spielen, verhaftet ist – oder zu vorübergehenden Schicksalsgemeinschaften zusammengespannt. So ein großes Rad fokussiert den Blick und strukturiert die Bühne immer wieder neu, auf der es überdies beständig tönt. Von Fantasiesprachen, Schnalzeräuschen im Galopp-Rhythmus und traurig quakenden Schritten – oder der Instrumentenpark auf dem Buckel des als Stier kostümierten Geräuschemachers Greulix Schrank tritt in Aktion. Alles zusammen ist zart, poetisch, grausam, ganz anders als der Film und sehr besonders. || sl

LA STRADA

Schauburg | 23. Feb., 19.30 Uhr | 24. Feb., 10.30 Uhr
25. Feb. 20 Uhr | 17. März, 19.30 Uhr | 18. März, 20.00 Uhr
Tickets: 089 2337155 | www.schauburg.net

Der sterbende Schwan schnäbelt schwäbisch

HANNES S. MACHER

»Was wünscht sich eine Schwäbin mehr als zu schwäbeln«, schwäbelt sie mit entwaffnender Fröhlichkeit ins Publikum, während sie in einer hinreißenden Ballettparodie zur »Schwanensee«-Musik im Tütü als Sterbender Schwan über die Bühne fegt. Rosemie nennt sie sich und ist nur in ihrem Äußeren – Omi-Dutt, Hornbrille und adrette Kleidchen in Rot, Blau, Weiß und natürlich Schweinchen-Rosa – der Inbegriff einer schwäbischen Hausfrau. Doch statt Spätzle oder Maultaschen zu servieren und der Kehrwoche zu frönen, präsentiert sie sich als Ulknudel und Comedian der Topklasse: skurril, clownesk und selbstironisch kokett.

Als Conférencière der allerschragsten Art führt sie durch das Programm, bläst leidlich Tuba und Alphorn, jodelt gotts-

GOP: Rosemie und die »Wild Boys« sind herzerfrischend komödiantisch.

erbärmlich gut und holt sich zur Unterstützung ihres Entertainments zwischendurch immer wieder Assistenten aus dem Publikum in ihre GOP-Arena. Vor allem jedoch animiert sie die »Wild Boys«, ihre mit »Teschtochteron« vollgepumpten »Künstler-Buben«, zu artistischen Höchstleistungen: Neben Hip-Hop-, Hula-Hoop- und Breakdancern, neben einem fabelhaften Balljongleur, einem Reifenschwinger und einem faszinierenden Gliedmaßen-Verrenker präsentiert sie

mit Witz und Chuzpe den zweifachen Weltmeister im Einradfahren. Und wenn der eine der Vladimir-Brüder nach staunenswert-waghalsigen akrobatischen Kunststücken den zweiten Vladimir nur noch auf der Spitze eines Dolches kopfüber in Balance hält, da stockt dem Publikum der Atem. Doch Rosemies so köstlich aufgesetzte schwäbische Biederkeit überstrahlt alles. ||

WILD BOYS

GOP Variété-Theater | Maximilianstr. 47 | bis 12. März | Di bis Do 20 Uhr, Fr/Sa 17.30 und 21 Uhr, So/Fei 14.30 und 18.30 Uhr
Tickets: 089 210288444 | www.gop-varieté.de

Wannie de Wijns Sterbehilfedrama »Der gute Tod« als Familienaufstellung im Metropoltheater.

Abschied vom Prinzip Hoffnung

CHRISTIANE WECHSELBERGER

»Der gute Tod«, das ist auch eine Übersetzung für Euthanasie. Und die ist in Deutschland während der Nazizeit zum Mordinstrument geworden und deswegen juristisch und psychologisch ein Minenfeld. Im gleichnamigen Drama des Niederländers Wannie de Wijn geht es aber nicht um die Frage: Sterbehilfe ja oder nein? Im Nachbarland ist aktive Sterbehilfe seit 2002 legal. In de Wijns Sechspersonenstück geht es darum, wie Menschen mit dem Tod eines Freundes oder Angehörigen

umgehen, wenn sie damit konfrontiert werden, dass es einen Termin fürs Sterben gibt. Wenn sie sich nicht daran klammern können, dass es vielleicht doch noch eine Weile gut geht oder ein Wunder geschieht und der Patient gesund wird.

Wenn ein todkranker Mensch sich selbst tötet oder sich dabei helfen lässt, dann ist das der Abschied vom Prinzip Hoffnung. Bernhard, Krebs im Endstadium, ist müde. Er mag nicht mehr und hat festgelegt, dass sein Freund und Arzt Robert sein



Abschied: Bernhard (Butz Buse) erklärt seiner Tochter (Sophie Rogall) seinen Entschluss | © Jean-Marc Turmes

Leben am nächsten Morgen um neun Uhr beenden soll. Dazu versammelt er seine Familie um sich: seine Lebensgefährtin Hannah, seine Tochter Sam, seine Brüder Michael und Ruben. De Wijns Anordnung hat was Boulevardeskes an sich, ein beständiges Rein und Raus von Leuten. Jochen Schölch inszeniert das eher verhalten in einer Art Wohnzimmer-Wartesaal (Bühne: Thomas Flach) mit Klavier und belässt die Figuren in ihrer sachten Stereotypie. Da ist Lilly Forgách als aufopferungsvolle Leidensgestalt Hannah, die sich mit Bernhards Entscheidung abgefunden hat. Michael (Christoph von Friedl), mit dem sie früher eine Beziehung hatte, unterstellt ihr materielle Motive und stänkert sie an. Friedls Macher-Attitüde weicht im Laufe der Inszenierung aber mehr und mehr fassungsloser Hilflosigkeit. Sophie Rogall als Gruffie-Tochter Sam erhält sich distanziert neutral, als würde der Schmerz dann an ihr abperlen.

Irgendjemand muss die existenziellen Fragen stellen. Den Part des vorbehaltlos Naiven übernimmt Sebastian Griegel als autistischer Bruder Ruben, der in einem Korsett von Tics lebt, sich in die Musik flüchtet und singt wie ein Engel. Alte Konflikte und Verletzungen brechen an diesem Tag und der folgenden Nacht auf. Ein wenig trotzig und klischeehaft wird gefeiert, dass man noch mal zusammen ist. Am wenigsten erfährt man über Bernhard, den Butz Buse als körperlich schwer beladenen, mental heiteren Mann spielt, der mit sich im Reinen ist. Nikolaus Freis Robert behält immer seinen Mantel an, als ob er eigentlich vor seiner Aufgabe weglauen wolle. Am Ende ist nur das Kratzen seines Stifts zu hören. Und Traurigkeit liegt in der Luft. ||

DER GUTE TOD

Metropoltheater | 11., 14., 22., 23., 27. Feb., 16., 17. März, 20 Uhr | 12. Feb., 19 Uhr | Tickets: 089 32195533
www.metropoltheater.com

In der Komödie im Bayerischen Hof ist Jürgen Prochnow »Ein Mann fürs Grobe«.

HANNES S. MACHER

Was für ein armer Hund ist er doch, dieser Womanizer a. D. und gescheiterte Banker Jean-Pierre. Finanziell und emotional ist er am Ende. Nur noch als Psychowrack vegetiert er dahin. Doch weniger reumütig als aus finanzieller Not kehrt er nach 25 Jahren und einigen außerehelichen Eskapaden zu seiner Exfrau Séverine zurück, die sich inzwischen in Paris einen prosperierenden Verlag mit Bestsellern aus dem People-Sektor und anderen trivialen Buchbereichen aufgebaut hat. Der alte Ehe-Zoff freilich feiert hier, in dem (von Thomas Pekny) seltensamerweise nur mit wenigen Büchern ausgestatteten coolen Verlagsoffice, fröhliche Urständ. Trotzdem nimmt Séverine als betrogene und schnöde verlassene Ehefrau den treulosen Macho in ihrer Firma auf. Aber nicht aus Mitleid, sondern aus Rache für erlittene Unbill. Denn zwei Bedingungen muss Jean-



Erschöpft: Jürgen Prochnow | © Loredana LaRocca

Pierre erfüllen: Über seine Identität hat er Stillschweigen zu wahren, und Arbeit gibt es für ihn nur als Putzmann. Ebenso verschmutzt-artig wie auch herrlich subversiv erfüllt er beides, bis die Autorin eines Enthüllungsromans mit dem Titel »Port-

rät eines Mistkerls« ihr Manuskript persönlich im Verlag abgibt ...

Leider erst nach der Pause nimmt diese Komödie von Eric Assous mit reichlich Pointen und Situationskomik Fahrt auf, die all die tief in Klischees getauchten Figuren aus der Buchbranche (Clara Cüppers, Genoveva Mayer, Ralf Komorr, Leonert Schrader und Patrick Dollmann) einigermassen erträglich machen. Und warum der Regisseur Frank-Lorenz Engel die Rolle der betrogenen Exgattin und taffen Verlagsmanagerin Séverine in Verena Wenglers Darstellung zu einem im ständigen Überdruck cholerisch aufbrausenden Nerverl aufmotzte, bleibt ebenso unergründlich wie enttäuschend. Eigentlich schade, zumal Jürgen Prochnow den geschundenen Underdog Jean-Pierre hinreißend verkörpert, der mit List und trockenem Humor gegen seine Demütigung als männliche Putze ankämpft und dabei die volle Sympathie des Publikums auf seiner Seite hat. ||

EIN MANN FÜRS GROBE

Komödie im Bayerischen Hof | bis 26. Feb. | Mo bis Sa 20 Uhr | So/Fei 18 Uhr | Tickets: 089 292810 und 2916163
www.komoedie-muenchen.de

Anzeige

FOR YOU MY LOVE!

Die letzten Vorstellungen
5./6./7. März
19:30 Uhr

schauburg
Theater am Elisabethplatz



Im Glücksrausch: Das Ehepaar Macbeth (Sophie von Kessel und Thomas Loibl) | © Thomas Dashuber

GABRIELLA LORENZ

Die Welt ist keine Scheibe und keine Kugel. Sondern ein großes, schwarzes Bühnenpodest. Es dreht, hebt, senkt sich und kippt in so extreme Schräglagen, dass die Menschen darauf Mühe haben, nicht abzustürzen. Das ist Macbeths Welt, Schottland im 11. Jahrhundert. So sehen es Bühnenbildner Harald B. Thor und der Regisseur Andreas Kriegenburg, der 17 Jahre nach seinem fulminanten »Black Rider« erstmals wieder am Resi gearbeitet hat. Ein Gewinn.

Hoch ragen die in den Boden gerammten Lanzen wie ein Wald. Stumm und erschöpft stehen Männer mit nackten blutigen Oberkörpern nach der gewonnenen Schlacht. Macbeths Vorgeschichte erzählt eine blutüberströmte Frau vor dem Podest – Lady Macduff (Hanna Scheibe), die Macbeth später ermorden lassen wird, kommentiert das Geschehen wie ein antiker Chor. Über die Männer hinweg krabbeln drei Manga-Gestalten mit langen weißen Zottelperücken. Keckern und kichernd prophezeien die gesichtslosen Hexen Macbeth seine Zukunft – Beginn der mörderischen Unheilsspirale dieser Shakespeare-Tragödie (hier in der schlanken Übersetzung von Thomas Brasch).

Denn um die Prophezeiung zu erfüllen, bringt der loyale Macbeth den König um, angestachelt von seiner ehrgeizigen Frau, die ihn bei seiner Ehre und Männlichkeit packt. Zwischen der Lady und ihrem Mann herrscht flirrende Erotik. Thomas Loibl trägt Sophie von Kessel auf den Armen, sie küssen sich im stürmischen Balzen, tanzen später selbstvergessen einen Musette-Walzer. Doch Macbeth führt Krieg gegen alle potentiellen Mitwisser und Gegner. Und gegen sich selbst. Loibl spielt beeindruckend die anfänglichen Skrupel, den folgenden Machtzwang und das Verlöschen eines Egos. Irgendwann lässt er nur noch schicksalsergeben sein Schwert pendeln. Auch der Lady raubt die Schuld alle Koketterie und Kraft: Sophie von Kessel hat ihren stärksten Auftritt mit dem selbstverlorenen Wahnsinnsmonolog. Die Liebe hat sich da längst erledigt.

Das Halbrund hinter dem Podest leuchtet mal flammend brandgelb, mal blutrot, am Ende herrscht nur noch kaltes, fahles Grau. Keine Zukunft, nirgends. Dem Thronerben (Mathilde Bundschuh; Kriegenburg lässt beide Duncan-Söhne von Frauen spielen) bleibt wohl nur der Weg in neue Tyrannei.

Man sieht wunderbare Schauspieler: Arnulf Schumachers König Duncan schwankt angetrunken, Thomas Lettows Banquo misstraut schnell, zwei zynische Komiker (Jeff Wilbusch, Thomas Gräßle) schwingen sich als Auftrags-Killer zirkusreif an Seilen aufs Podest. Die Selbstvorwürfe des Widerständlers Macduff, der seine Familie schutzlos der Ermordung überließ, besingt René Dumont zur Gitarre mit »Hurt« von den Nine Inch Nails (das wäre verzichtbar), seine Frau (Hanna Scheibe) trommelt sich ihre Wut auf ihn aus dem Leib.

Aufgepflanzte Schwerter, eine umgeworfene, illuminierte Festtafel, die Lanzen werden zum wandernden Wald, der finale Zweikampf ohne Waffen endet in einer fast vampirhaften Umarmung. Kriegenburg schafft mit wenigen Mitteln und seinen starken Schauspielern Bilder von strenger Schönheit. ||

MACBETHResidenztheater | 17., 18. Feb., 16., 17., 27. März, 19 Uhr
Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Verwehte Lebensträume

Thomas Dannemann kratzt im Cuvilliéstheater nur an O'Neills Oberfläche.

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Eugene O'Neill greift in seinem 1941 entstandenen und 1956 posthum uraufgeführten autobiografischen Schauspiel »Eines langen Tages Reise in die Nacht« tief in die eigene Familiengeschichte. Er nannte es »einen Schmerz aus alten Tagen, mit Blut und Tränen« geschrieben. O'Neill packt die Tragödie seiner Familie in einen einzigen Tag und eine Nacht im August 1912. Die morphiumsüchtige Mary Tyrone ist mal wieder aus der Entziehungskur zurück und tut so, als ob nichts wär. Ihr Mann James, die Söhne Jamie und Edmund spielen das Spiel mit. Im ersten Akt herrscht vordergründig Friede, Freude, Eierkuchen, abgesehen von kleinen Streitereien um Edmunds politische Ansichten oder den Geiz des alten Tyrone. Doch Mary hängt wieder an der Nadel, entgleitet der Welt um sie herum immer

mehr und verliert sich in unerfüllten Jungmädchenträumen. Die Männer haben ihren eigenen Götzen. Der heißt Whiskey. In Thomas Dannemanns gleichförmiger Inszenierung im Cuvilliéstheater steigen die Tyrones auf einen an Stahlseilen aufgehängten schwankenden Boden aus Metall (Bühne: Johannes Schütz), der wenig subtil ihre Lebenslügen andeutet. An der Brandmauer stehen vier Schminktische, Abtrittsort für die Schauspieler, die nicht dran sind, aber auch Vehikel, um zu zeigen, dass in dieser Familie alles nur Theater ist. Gut zwei Stunden werden Schuldzuweisungen und Rechtfertigungen hin und her geschrien und geweint. So trudeln die Tyrones streitend und in Hassliebe verbunden dem Untergang zu und lassen uns im vierten Akt langatmig an ihren verwehten Lebensträumen teilhaben.

Sibylle Canonica humpelt auf Krücken, weil sie sich bei den Proben verletzt hat. Das tut ihrer müden, unscharfen Mary aber



Im Drogenrausch: Das Ehepaar Tyrone (Sibylle Canonica und Oliver Nägele) | © Matthias Horn

eher gut. Warum Oliver Nägeles jovial-tyrannisch auftrumpfender Pater familias einen Federkopfschmuck trägt, wo die Paraderolle des alten O'Neill doch der Graf von Monte Christo war, verstehe wer will. Hinter dem lauten Getöse lässt Nägele immerhin eine hilflose Ratlosigkeit durchscheinen. Frank Pätzold als O'Neills Alter Ego Edmund ist ein Kurt-Cobain-Lookalike und hustet seine Rebellion gegen jegliche Autorität heraus. Aurel Manthei markiert als Jamie trotzig den starken Mann und darf eine ganz große Verzweiflungsnummer abliefern. Überhaupt

gewinnt man den Eindruck, dass Dannemann die Schauspieler Einlagen abliefern lässt, weil ihm zum Thema Sucht und Co-Abhängigkeit nichts einfällt. Für die Entfremdung in der Familie findet er mit der Tellerklimperkomposition zumindest einen Sound. ||

EINES LANGEN TAGES REISE IN DIE NACHT

Cuvilliéstheater | 11., 14. Feb., 9. März, 19.30 Uhr | 19. Feb., 19 Uhr | Tickets: 089 2185 1940 | www.residenztheater.de

Politische Forderungen

Im HochX wurde der Verein Netzwerk Freie Szene gegründet. Die Schauspielerin und Regisseurin Gesche Piening ist eine der fünf Vorstände.

Frau Piening, die freien Münchner Tanz- und Theaterschaffenden sind nicht fürs Zusammenglucken bekannt, treffen sich aber seit einiger Zeit regelmäßig. Wozu brauchte es jetzt eine offizielle Vereinsgründung?

Seit eineinhalb, knapp zwei Jahren gibt es unser Netzwerk als losen Verbund. Wir brauchen aber natürlich eine Rechtsform und ein Mandat der Szene, um für alle sprechen und handeln zu können. Das Netzwerk Freie Szene ist ein lokaler Zusammenschluss, eine Form der Selbstorganisation der darstellenden Künste und eine spartenübergreifende Vertretung aller, die an freien Produktionen beteiligt sind und mit flexibilisierter Arbeit kämpfen.

Nun gibt es den Verein erst seit Mitte Januar. Welche Ziele hat er bislang?

Bei der Gründungsversammlung wurden Meinungen und Wünsche gesammelt, aus denen wir derzeit ein Positionspapier entwickeln mit ganz konkreten politischen Forderungen, die wir dann auch laut und deutlich kommunizieren werden.

Sie wollen dezidiert als politische Kraft auftreten wie etwa die Berliner Koalition der Freien Szene aller Künste?

Definitiv auch. Mit Mitgliedern der Koalition der Freien sind wir auch in Kontakt. Was schon jetzt klar ist: Wir brauchen mehr Geld und bezahlbare Probenräume. Und es muss in der Förderlandschaft etwas passieren. Hier wird es vor allem darum gehen, auch Zugriff auf Mittel des Landes Bayern zu bekommen, was bisher für Gruppen aus München und Nürnberg nicht möglich ist. Und auch über die projektgebundene Querfinanzierung von Kammerspiel-Produktionen wird zu reden sein.

Es herrscht Unmut über die »freien« Produktionen, die an den Münchner Kammerspielen stattfinden?

Ja. In der neuen Förderrunde wurden wieder mehrere solcher Projekte bedacht. Wenn Matthias Lilienthal die freie Szene stärker einbinden möchte, was begrüßenswert ist, soll er sie doch bitte aus seinem Etat von gut 30 Millionen (Anm. d. Red.: ca. 34 Mio. Euro für Kammerspiele, Schauburg und Falckenbergschule) finanzieren und nicht aus unserem Topf. – Das

sind so grob die Punkte, über die wir uns schon einig sind und bei denen wir die Stadt nicht aus der Pflicht lassen können. Zusätzlich geht es uns aber auch um die Selbstorganisation der Szene und um größere Sichtbarkeit nach außen.

Eine Forderung, die gefühlt älter ist als die Szene selbst. Gibt es da schon konkrete Ideen?

Es soll eine Internetplattform mit gemeinsamem Spielplan und Ticketing-System entstehen. Alles Dinge, mit denen bisher jede Gruppe einzeln gekämpft hat. Und es soll ein Intranet angeschlossen sein mit Informationen über vorhandene strukturelle Ressourcen wie beispielsweise Probenräume, die offenen Münchner Werkstätten und Materiallager. Aber auch der Austausch von Technik-Know-how wird über das Intranet organisiert werden.

Ein großes Schlagwort, das der Verein sogar im Titel trägt, ist die »Vernetzung«. Etwas, was gerade in aller Munde ist, aber viele ältere Münchner Theatermacher nicht gerne hören. Spüren Sie einen Generationenkonflikt?

Nein. Wir machen die Erfahrung, dass wir uns, sobald wir miteinander reden, sehr einig sind – zumindest über die Kernforderungen. Ich glaube an eine sehr große integrierende Wirkung des Vereins, weil es ja um uns alle geht und nicht um Individualinteressen.

Wie viele Mitglieder haben Sie bislang?

Knapp fünfzig derzeit, aber es kommen noch täglich Mitgliedsanträge und E-Mails an. ||

INTERVIEW: SABINE LEUCHT

Terminal der Fantasien

Flughäfen sind Zwischenräume des Alltäglichen. Der britische Komponist Jonathan Dove nutzt diese Besonderheit für eine Oper, und die Theaterakademie bringt sie auf die Bühne.

INGRID LUGHOFFER

Klar und mit präzisiertem Konzept, gleichzeitig aber bereit für neue Impulse, führt Regisseur Balázs Kovalik junge Sänger der Theaterakademie August Everding zur Oper »Flight« von Jonathan Dove. In diesem Flughafen-Werk treffen wartende Passagiere mit ihren Wünschen und Begierden aufeinander, betreut von einer Controllerin, der Stewardess und ihrem Kollegen. Während eines rauschhaft wütenden Sturmes, der die Träume durcheinanderwirbelt, verteilt ein Geflüchteter magische Steine, was ihm später fast den Tod bringen wird.

Auf der Probe lernen die Studierenden, dass Slapstick exaktes Timing benötigt. Jeder Blick, jeder Schritt, jede Geste muss perfekt stimmen. Julia Moorman und Stefan Sbonnik beispielsweise spielen Tina und Bill, ein Paar auf dem Weg in den Urlaub. Die Ehefrau möchte endlich abfliegen, stapelt Gepäck auf einen Kofferwagen und bringt ihren Mann in Bedrängnis, der versucht, seine Nacktheit zu verbergen. In seine Hose ist nämlich nach einer nächtlichen Affäre

der Steward geschlüpft. »Das Stück ist eine satirische Komödie«, erklärt der Regisseur, der witzige Choreografien von Ramses Sigl einbaut. »Satire entsteht, wenn Banales und Lustiges mit Ernstem konfrontiert wird. Wir betonen das Musicalhafte mancher Stellen, damit sie heftig auf die krassen, dekadenteren Szenen prallen.« Am Schauplatz gibt es zwar ein echtes Flugzeug, trotzdem steht für Kovalik die »Zwischensituation« im Mittelpunkt, »in der man verloren, aber auch frei ist.« Bühnenbildner Hermann Feuchter zeigt kleinbürgerliche Lebenswelten in Überseecontainern, Angelika Höckners comicartige Kostüme präsentieren durch ihre schrille Überzogenheit klassische Verdrängungsthemen.

Der ebenfalls kontrastreichen und post-minimalistischen Musik gelingt der Spagat zwischen eingängigen Ensemblenummern und virtuosen Sequenzen. Komponist Jonathan Dove, 1959 in London geboren, feierte 1998 mit »Flight« seinen internationalen Durchbruch.



Pia Buchert (Minskwoman)
© Jean-Marc Turmes

Nun kommt die Oper als Kooperation mit dem Münchner Rundfunkorchester unter Ulf Schirmer in die Theaterakademie. Balázs Kovalik leitet dort seit 2012 den Studiengang Musiktheater/Operngesang: »Die Studierenden sind offen und hochmotiviert. Trotz mancher Schüchternheit haben sie faszinierenden Mut. So erleben wir immer wieder eine tolle Energie, die das Publikum und uns begeistert.« Präsident Hans-Jürgen Drescher wiederum sieht die Ausbildungsstätte als Spielraum: »Zu jedem Raum gehört eine Grenze. Um Grenzen zu überschreiten, muss man sie erkennen und den Schritt ins Unbekannte wagen. Theater beschäftigt sich schon seit jeher mit der Begegnung

des Fremden mit dem Eigenen. Mit den Augen eines Fremden sich selbst zu betrachten, ist der Anfang jeder Kunst. Und jeder künstlerischen Tätigkeit.« Wie sich die Figuren ändern und was mit dem Geflüchteten passiert, wird aktuell, aber ohne Effekthascherei inszeniert. Drescher bekräftigt: »Das Politische gehört zur ästhetischen Praxis des Theaters.« Und damit ist es aktueller denn je. ||

FLIGHT
Prinzregententheater | 17., 19., 21., 25. Feb.,
19.30 Uhr | 23. Feb., 11 Uhr | Tickets:
089 21851970 | www.theaterakademie.de

Anzeige

JOHN STORGÅRDS
Violine

CLEMENS SCHULDT
Dirigent

MÜNCHENER KAMMERORCHESTER

NACHTMUSIK DER MODERNE 16|17

PINAKOTHEK DER MODERNE ROTÜNDE
11. MÄRZ 2017

KAIJA SAARIAHO

21.00 Uhr
Komponisten-
gespräch mit
Kaija Saariaho
und Clemens
Schuldt

22.00 Uhr
Konzertbeginn

Karten:
(089) 461364-30
und über
München Ticket

Es waren die Frauen

Thomas Morse schrieb »Frau Schindler« als Verbeugung vor der Menschlichkeit. Der Librettist Kenneth Cazan inszeniert die Oper für das Gärtnerplatztheater.

KLAUS KALCHSCHMID

Dank Steven Spielbergs »Schindlers Liste« von 1993 kennt heute jeder die Geschichte von Oskar Schindler und wie er 1200 Juden, die in seinen Fabriken arbeiteten, letztlich das Leben rettete. Doch den gewichtigen Anteil seiner Frau Emilie verschweigt der immerhin dreistündige Film. Ein einziger Auftritt zeigt sie als – zu Recht – eifersüchtige Ehegattin. Der Komponist Thomas Morse wollte schon als junger Mann, unmittelbar nachdem der Film in die Kinos gekommen war, eine Oper über Oskar Schindler schreiben. Doch er sah schnell ein, dass der Film keine Bühne braucht, das verdrängte Schicksal von Emilie aber sehr wohl. Und so reichen die Pläne für eine Oper über sie mehr als zehn Jahre zurück, denn: »Das ist das perfekte Medium, um die Verhältnisse zu erzählen, wie der Nationalsozialismus entstand, aber auch für die Beziehung zweier Menschen, die eine Metapher sein könnte für jedes Ehepaar, das sich in einer ähnlichen Situation befand und allen Widrigkeiten zum Trotz zusammenhält.«

Zur Handlung: Der erste Akt beginnt mit einem Ehezwist ob der vielen Affären des Mannes. Aber auch die Nähe zu hochrangigen Nazi-Offizieren und die Pläne Oskar Schindlers, seine Emailfabrik in einen Rüstungsbetrieb umzuwandeln und somit seine Arbeiter auszu-beuten, beunruhigen seine Frau, die er – auf längerer Geschäftsreise – krank in Krakau zurücklässt, ohne sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Der zweite Akt spielt in Brünnlitz, wohin Schindler seine Fabrik verlegen konnte. Emilie gelingt es, die Behörden zu überzeugen, einen Zug mit Arbeiterinnen nach Auschwitz Richtung Brünnlitz zurückzubehalten, organisiert Nahrung und Kleidung und rettet so unter

anderem 200 Juden in einem liegen gebliebenen Güterwaggon vor dem Tod. Der dritte Akt spielt nach dem Krieg im argentinischen Exil und endet mit der Reflexion der mittellosen, hochbetagten Emilie über ihr Schicksal an der Seite Oskars, der mit einer Nerzfabrik ein neues Leben beginnen wollte, aber alles Geld, das er von geretteten Juden oder deren Nachkommen bekam, für Luxus und Frauen verprasste.

Der amerikanische Filmmusik-Komponist Thomas Morse schrieb mit »Frau Schindler« seine erste Oper auf ein Libretto von Kenneth Cazan, der sie auch in der Reithalle inszenieren wird: »Es war ein schwieriger Prozess, so wichtige historische Geschehnisse richtig zu erzählen – aus deutscher, jüdischer und neutraler Perspektive.« Immer wieder stellte sich die Frage, was man vom Text behält, was gestrichen, gerafft, was ausführlicher erzählt werden musste: »Das ist wie beim Wurstmachen, man möchte nicht wissen, wie es gemacht wird, wichtig ist nur, dass es am Ende schmeckt!« Auch die jahrelange emotionale Nähe zum Stoff war schließlich für den Komponisten kaum mehr auszuhalten. Da fiel ihm der eigentliche Schaffensprozess fast leicht, und er betont, dass seine Musik durchkomponiert und neoromantisch gehalten sei, auch Arien und Ensembles enthalte, nicht zuletzt mit Emilie und anderen wichtigen weiblichen Figuren des Stücks, denn: »Die Oper soll zeigen, dass es am Ende die Frauen sind, die alles zusammenhalten.« ||

FRAU SCHINDLER
Gärtnerplatztheater in der Reithalle
9.–19. März | 19.30 Uhr | Tickets:
089 21851960 | www.gaertnerplatztheater.de

Der Traum, ein Leben

Fiese Frage zum Beginn: Was sind Sie für ein Mensch?

Wunderbare Frage! Ich bin neugierig. Als Pianistin interessiere ich mich dafür, Klänge in der Tiefe auszuloten, als Komponistin will ich neue Klangräume erschließen.

Sind der Mensch und die Künstlerin Laura Konjatzky dieselbe Person?

Die Person Laura und die Musikerin Konjatzky sind homogen miteinander verbunden. Aber natürlich lebe ich als Pianistin die Liebe zu einer Bühnenfigur aus. Ich liebe die Bühne, sie ist der Eintritt in ein anderes Reich mit eigenen Gesetzmäßigkeiten.

Als Klangschröperin bewegen Sie sich zwischen Komposition und Improvisation. Wie fließen diese Bereiche in Ihrer Musik ineinander?

Man muss sich bewusst machen, dass beide Ausdrucksformen eine eigene Dynamik besitzen. Die Erfindung aus dem Moment besitzt einen anderen Charme als das Komponieren eines reproduzierbaren Werkes.

Ein Schwerpunkt Ihres Schaffens ist dem Klavier gewidmet. Was kann Ihr Instrument, das andere nicht können?

Mich verbindet eine sehr tiefe Bindung mit dem Klavier, sonst wird man kein Pianist. Ich möchte alle Ideen durch das Instrument ausdrücken, in die Tiefe gehen, das Terrain ausweiten. Ich verstehe das Klavier als Figur, als Protagonisten meiner Musik.

Wie würden Sie Ihre Ästhetik beschreiben?

Ich schreibe die Musik, die ich selbst hören möchte. Meine Klangwelt besitzt Sinnlichkeit, hat tonale Bezüge, will kein mathematisches Produkt sein. Mich interessiert das sinnliche Erfahren.

Welcher rote Faden führt durch Ihr Oeuvre?

Neben dem Klavierfokus gibt es eine Reihe wiederkehrender Parameter: Da sind etwa Zuspieldungen zu nennen – nicht als



Laura Konjatzky | © Regine Heiland

Klänge in der Tiefe, im Raum. Die Münchner Komponistin und Pianistin Laura Konjatzky liebt das Experiment. Der Abend »Traumlandschaft« stellt einige ihrer Visionen vor. Ein Gespräch dazu.

externe Zugabe, sondern als Erweiterung und Veränderung der Wahrnehmung. Dann interessiert mich die solistische Form – weil hier die Kommunikation eines Einzelnen mit sich selbst zu Klang wird. In diesem Kontext ist auch mein Faible für die Nacht und den Traum zu verstehen.

Werktitel wie »Nocturne«, »schatten im traum« oder »Der durchgeschüttelte Traum« verweisen auf einen Hang zum Sommambulen. Sind Sie eine Träumerin?

Mich fasziniert die Veränderung der subjektiven Wahrnehmung, die andersartigen Sinneseindrücke, die in der Musik zur Realität werden können.

Träume sind bildhafte Imaginationen. Wie übersetzt sich das in Musik? Oder träumen Sie in Auditionen?

Lauras Traumerleben ist ein anderes als die »Traumlandschaften« der Komponistin Konjatzky. Es geht nicht um Übersetzungen, mich interessiert das Pure, ein intensives Extrakt. Der Traum folgt eigenen Gesetzmäßigkeiten, er ist eine Metapher.

»Traumlandschaften« ist der Titel Ihres Konzerts am 5. März im Schwere Reiter. Was erwartet das Publikum?

Da erklingt eine Auswahl von Werken, die zwischen 2011 und 2017 entstanden sind. Durch diesen Zeitraum und die verschiedenen Besetzungen – vom Solo bis zum Sextett – wird das Thema Nacht und Traum in immer anderem Licht beleuchtet und eben eine musikalische »Traumlandschaft« erschlossen, die es zu entdecken lohnt.

Wovon träumen Sie?

Ich träume davon, einen weiten Weg zu gehen, wach zu bleiben und zu wachsen. ||

INTERVIEW: ANNA SCHÜRMER

TRAUMLANDSCHAFT

**Schwere Reiter | 5. März | 20 Uhr | Tickets: 089 21898226
www.schwerereitermusik.de**



Klaus Doldinger | © Peter Hönnemann

Der Meister aus Icking

Der Komponist und Musiker Klaus Doldinger bekommt den Kulturellen Ehrenpreis der Landeshauptstadt München verliehen. Wir gratulieren!

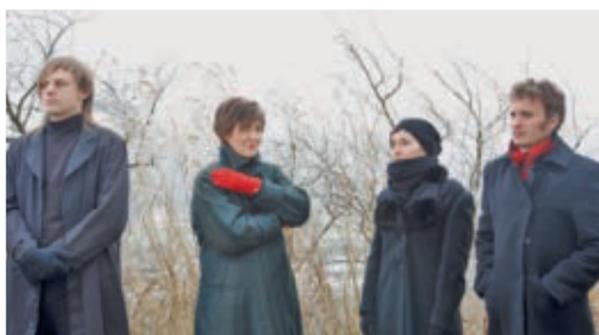
RALF DOMBROWSKI

Udo Jürgens sang mal etwas von 66 Jahren, wo das Leben richtig anfange. Mit Blick auf Klaus Doldinger könnte man das Alter noch ein wenig hochschrauben. Denn der Berliner Saxofonist und Komponist, der seit den späten Sechzigern in Icking nahe dem Starnberger See seine neue Heimat gefunden hat, scheint auch mit 80 Jahren von einer Energie durchzogen zu sein, die es ihm unmöglich macht, länger als das Nötigste zu pausieren. Tourneen, Aufnahmen im eigenen Studio, TV- und Radio-Termine – es ist viel los und das mit gutem Grund. Denn Klaus Doldinger gehört zu den gefragtesten Allroundmusikern Deutschlands und hat im Laufe der Jahrzehnte zahlreiche markante Wegmarken in der Kulturlandschaft hinterlassen. Er hat mit »Passport« den Jazzrock populär gemacht

und hält ihm mit junger Band weiterhin die Stange, erklingt beinahe täglich als Schöpfer der »Tatort«-Melodie im heimischen Fernsehen, ist international neben seiner Arbeit als Saxofonist auch als Komponist von Soundtracks wie »Das Boot« oder »Die unendliche Geschichte« ein Begriff und somit ein würdiger Kandidat, um den Kulturellen Ehrenpreis der Landeshauptstadt zu erhalten. Es ist die höchste kulturelle Auszeichnung, die München vergeben kann. Der Preis ist mit 10 000 Euro dotiert, soll laut Begründung der Jury Klaus Doldingers »langjährige Verbundenheit zur Landeshauptstadt München und sein großartiges Lebenswerk in seiner Gesamtheit« würdigen und wird dem Preisträger am Valentinstag im Alten Rathaus überreicht. ||

Nebensonnen

Die Micro Oper München schafft sich ihren eigenen Schubert. Premiere hat das Projekt »Winter« im HochX.



Winter: v.l. Maciej Sledziecki, Cornelia Melián, Marion Wörle, Philip Zoubek | © Christian Zach

Winter ist eine Jahreszeit. Aber er ist auch ein Konzept, assoziiert mit Kälte, Unwirtlichkeit, Hoffnungslosigkeit, Tod. Franz Schubert hat diesem Ideenkomplex ein Denkmal gesetzt, als er 1827 seinen Liederzyklus »Winterreise« zu Gedichten von Wilhelm Müller schrieb. Es wurde mit eindringlicher Klangsprache eines der Referenzwerke der abendländischen Musikkultur und inspiriert auch nach fast 200 Jahren Kulturschaffende vielerlei Herkunft. Cornelia Melián zum Beispiel, Gründerin des unabhängigen zeitgenössischen Musikensembles Micro Oper München, sah sich aus verschiedenen Impulsen heraus mit dem Themenfeld Winter konfrontiert. Der Schmerz von Menschen auf der Flucht, der Wahnsinn globaler Selbstzerstörung, der zunehmende Mangel an Empathie sind nur drei Beispiele von vielen, die für ein aktuelles Szenario der Bedrohung stehen. Schubert mag das für seine Zeit ähnlich empfunden haben, Musik und

Texte jedenfalls eignen sich hervorragend, um als Ausgangspunkt für das Konzeptstück »Winter« zu dienen. Meliáns Gesang und Stimme, Maciej Sledzieckis Gitarre, Marion Wörles Computer, das präparierte Klavier von Philip Zoubek verbinden sich mit Raumideen von Manuela Hartel, dem Sound von Mathias Nitschke, dem Licht von Rainer Ludwig, Kostümen von Susanne Stehle, Videos von Christine Camenisch und Johannes Vetsch. Es ist Inszenierung von und mit vorhandener Musik, Fragmentierung, Konstruktion, Kommentar. Es ist Winter als Kulturkonzept, Winterreise als Inspiration, ein kaltes Experiment. || rd

MICRO OPER MÜNCHEN: WINTER

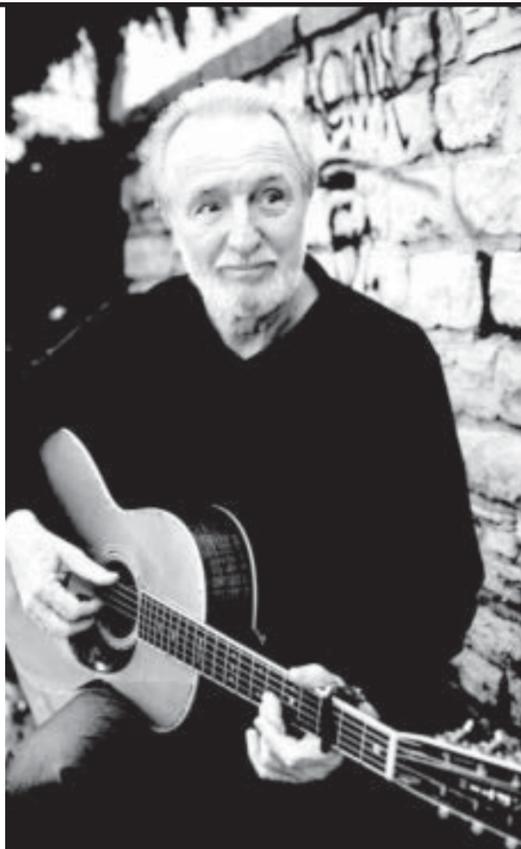
HochX | Entenbachstr. 37 | 9.–11. März, 20 Uhr | 12. März, 18 Uhr | Tickets: 089 90155102 | www.theater-hochx.de

Heute hier, morgen dort

Hannes Wader ist ein Urgestein der deutschen Musikwelt. Nun macht er sich noch einmal auf den Weg.

DIRK WAGNER

»Ich weiß nicht, wie schwer mir der Abschied von der Bühne fallen wird und wie sehr ich Euch vermissen werde«, sagt Hannes Wader, der sich nun nach über 50 erfolgreichen Jahren im Rampenlicht mit einer Tournee von der Bühne verabschiedet. Dabei hatte er streng genommen schon viel länger auf der Bühne gestanden. Vor seiner Liedermacherzeit spielte Wader Saxofon und Klarinette in Jazzbands, dann wechselte der damalige Grafikstudent von Georges Brassens inspiriert zur Gitarre, mit der er 1966 sein Debüt als Liedermacher auf der Burg Waldeck gab. Gerade mal drei Lieder hatte er dafür vorbereitet. Als das begeisterte Festivalpublikum ihn nicht von der Bühne gehen lassen wollte, spielte er, ein wenig verunsichert, die Songs noch einmal. Als das Publikum dann noch



Hannes Wader | © Universal Music

weitere Zugaben forderte, flüchtete er in den angrenzenden Wald, von einem Heulkampf geschüttelt.

Reinhard Mey, der Waders Auftritt bewundert hatte, nahm Kontakt mit ihm auf. Bald darauf spielten sie gemeinsame Konzerte. Gleichwohl Wader sich anfangs relativ unpolitisch gab, avancierte er bald zum Sprachrohr einer linksalternativen Szene. Als solches wurde er auch schon mal während eines Konzerts verhaftet, weil seine Hamburger Wohnung während seiner Abwesenheit als Quartier der RAF genutzt worden war. Die angebliche NDR-Reporterin Hella Utesch, der er seine Bleibe während der Europareise überlassen hatte, war in Wirklichkeit die gesuchte Terroristin Gudrun Ensslin. Prompt wurde ein Medienboykott über Wader verhängt. Mithilfe der

Solidarität anderer Liedermacher und Kabarettisten sowie der Treue seiner Fans, ging er aus jener Krise aber gestärkt hervor. Bob Dylan konnte ihm zwar nicht verraten, wie er die Lieder fand, weil Wader selbst, wie er in dem Song »Langeweile« singt, noch vor der Antwort der amerikanischen Singer-Songwriter-Ikone von einem Parkwächter aus dem Traum gerissen wurde. Doch in Sachen Talking Blues schaffte es der gebürtige Westfale wie sein Vorbild bis zum fast 20-minütigen »Der Putsch«. »Wir sind davon überzeugt, dass diese Welt veränderbar ist, und dass diese Welt von Menschen, durch Menschen menschlicher zu machen ist«, hatte Wader einmal gesagt, und viele Musiker standen ihm dabei zur Seite.

Es kam zu gemeinsamen Auftritten mit Konstantin Wecker, Dieter Stöverkrüp, Franz Josef Degenhardt. Seine Kooperationen mit der DDR wurden dem der DKP beigetretenen Wader fast wieder zum Verhängnis. Davon war aber keine Rede mehr, als ihm 2013 der Echo fürs Lebenswerk verliehen wurde. Zusammen mit den Toten Hosen sang er damals sein bekanntestes Lied »Heute hier, morgen dort«. Dieses Lied zählt längst schon zu den neuen deutschen Volksliedern. Wader selbst eröffnet damit jedes seiner Konzerte. Es sei das Stück, das er am besten beherrsche, hatte er mal zugegeben. Und darum sei es auch das Lied, mit welchem er sein Lampenfieber bis heute unter Kontrolle bekommt, wohl auch am 13. Februar, wenn er wahrscheinlich das letzte Mal in München zu hören sein wird. ||

HANNES WADER

Philharmonie | 13. Feb. | 20 Uhr | Tickets: 089 54818181
www.hanneswader.de

Ein Hauch von Mahavishnu

Mit dem Meister auf Tuchfühlung: John McLaughlin macht mit seiner 4th Dimension im kleinen Rahmen Station. Ein Schmankerl für Gitarristen.

KLAUS VON SECKENDORFF

Ein bisschen Luxus darf schon sein, schließlich handelt es sich nicht um irgendeine Bühne, sondern um den Night Club des Bayerischen Hofes. Und Luxus kann darin bestehen, Exklusives mit der Geste der Normalität zu präsentieren. Zum Beispiel John McLaughlin. Der Guru aller virtuositätsaffinen Gitarristen spielt im Nightclub des Hotels im Rahmen der Konzertreihe »New York im Bayerischen Hof«. Ein Club, den viele Jazzstars schätzen, die sonst eher in Hallen unterwegs sind. Larry Carlton zum Beispiel oder am 28. März John Scofield, um nur zwei weitere Gitarrenhelden zu nennen.

Anfang des Monats also gibt sich der 75-jährige Brite die Ehre, der in den frühen Siebzigern mit seinem Mahavishnu

Orchestra und Alben wie »The Inner Mounting Flame« Maßstäbe für die Fusion von Jazz, Rock und indischer Musik gesetzt hat. Den Ruf eines notorischen Flinkfingers (»blizzard of notes«) ist er seitdem nicht mehr losgeworden, egal ob er auf Kollegen wie Carlos Santana, Al Di Meola und den 2014 verstorbenen Paco de Lucia traf oder in den Neunzigern mit Schlagzeuger Dennis Chambers und dem Organisten Joey DeFrancesco das Trio »The Free Spirits« gründete. Dass Formulierungen wie »pedal to the metal« (Vollgas, nicht stilistisch gemeint) in Konzertkritiken auftauchen, verdankt John McLaughlin vor allem seinem Vergnügen an aberwitzig schnellen, rhythmisch vertrackten und häufig unisono mit dem Keyboard gespielten Läufen.

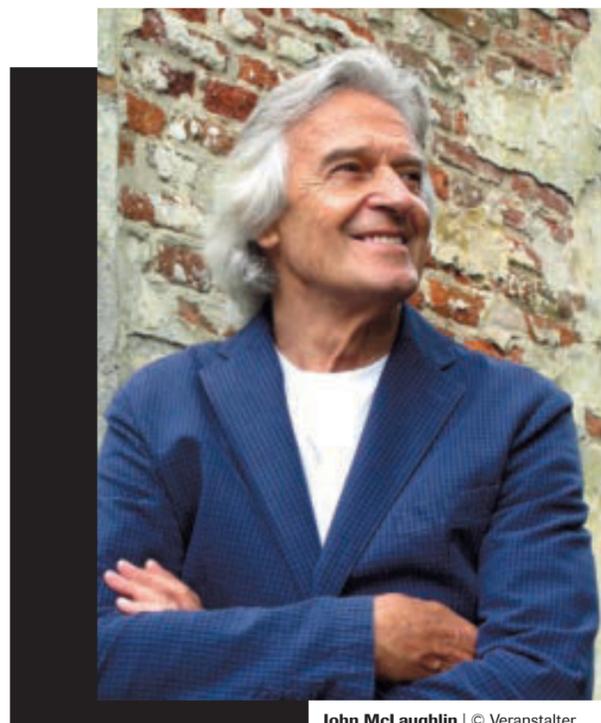
Geschwindigkeit ist aber nur eine Seite. Seine komplexen Kompositionen machen in der Regel musikalisch mehr Sinn als bei Kollegen, die mit wilden Harmoniewechsels und überraschenden Breaks vor allem Eindruck schinden wollen. Oder sie sind gar so universell, dass sie fürs Repertoire eines Streichquartetts wie des Radio String Quartet Vienna taugen. Seine aktuelle Band John McLaughlin & The 4th Dimension wiederum setzt nicht nur auf Power. Das seit 2009 bestehende Quartett lässt die Musik atmen, obwohl McLaughlin auch bei Balladen gerne früher oder später in höhere Gangarten schaltet. Weiteres Gründungsmitglied im aktuellen Line-up ist der Schlagzeug spielende Keyboarder Gary Husband, bekannt durch seine Arbeit an der Seite von Allan Holdsworth, Jack Bruce, Mike Stern, Billy Cobham oder bei Level 42. Der Kameruner Bassist Etienne M'Bappe trägt seidene Handschuhe, wenn er seinen E-Bass traktiert, und war bereits mit Ray Charles oder Salif Keita zu hören. Schlagzeuger Ranjit Barot singt auch gelegentlich, mal ganz herkömmlich, mal in der indischen Silbensprache Konnakol – Rhythmus pur mit einem Link zu Mahavishnu.

Aufnahmen der Band wie »Boston Record« oder »Black Light« zeigen durchaus Nähe zu den alten Tagen. Wer sicher sein will, dass das Repertoire aus den Siebzigern im Vordergrund steht, auf den wartet allerdings im kommenden Spätherbst die »Meeting Of The Spirits«-Tour mit John und seinem Favoriten unter den Kollegen namens Jimmy Herring. Beweisen muss John McLaughlin jedenfalls nach mehr als vier Jahrzehnten als Held der Fusionszene niemandem mehr etwas.

Und so nah wie im Night Club kommt man so schnell an ihn nicht mehr heran. ||

JOHN MCLAUGHLIN & THE 4TH DIMENSION

Night Club im Bayerischen Hof | 7. März | 21 Uhr
Tickets: 089 2120994 | www.bayerischerhof.de



John McLaughlin | © Veranstalter



KARTEN 089 2185 1940

WWW.RESIDENZTHEATER.DE

Mit Trompeten um die Welt

LaBrassBanda | © Stefan Bausewein



RALF DOMBROWSKI

Die Einheimischen verstehen, was sie singen. Aber eigentlich ist das gar nicht so wichtig. Wenn die Russen oder Finnen kommen und ihren Party-Ska präsentieren, ist es ja auch eher eine Ahnung als inhaltliche Gewissheit, die das

Publikum umweht. Viel wichtiger für die Menschen im Saal ist die Party, das Miteinander im Angesicht der humorvoll mitreisenden Musik, die mit der Verve abtrünniger Volksmusiker präsentiert wird, die den engen Rahmen des

LaBrassBanda jetten um den Globus, auf Platte und im echten Leben. Als Abschluss ihrer Welttournee feiern die Chiemgauer Zehnjähriges in der Olympiahalle.

Traditionellen verlassen haben, ihre Wurzeln aber noch immer heiß und innig lieben. Deshalb kann sich LaBrassBanda auch vom Chiemgau nach Ho-Chi-Minh-Stadt oder Honolulu, Sydney oder Marrakesch begeben, um mit einer Welttournee den Spaß am produktiven Stilbruch zu feiern. »Vor sechs Jahren waren wir schon einmal groß unterwegs, mit der Transsibirischen Eisenbahn und dann auch in Afrika, Dänemark, Holland,« erinnert sich der Sänger Stefan Dettl an die Ursprünge ihres Projekts Around The World. »Das hat uns sehr viel gebracht, so wie überhaupt der Kontakt mit Menschen uns eigentlich als Band ausmacht. Nach jeder dieser Reisen sind wir wieder ein bisschen verändert nach Hause gekommen, immer noch Bayern, auch mit Lederhosen, aber irgendwie durch die Länder geprägt.«

Die Welt färbt ab, Erfahrungen bleiben hängen und im Fall von LaBrassBanda werden sie gleich in weitere musikalische Gewänder gepackt: »Wenn wir Platten machen, haben wir oft schon eine Idee im Hinterkopf, und wir versuchen dann, unsere Musik in diese Richtung zu entwickeln. Beim letzten Album ging es beispielsweise um Europa, also haben wir uns überlegt: Wie klingt zum Beispiel Irland? Was für Klischees etwa haben wir im Kopf, wie wollen wir das umsetzen? So war es diesmal auch: Die Welttournee als Wunsch, als Traum, und wie könnte es klingen, wenn wir nach Australien kommen? Aus solchen Überlegungen sind dann die Songs entstanden.« Es ist wieder eine

Prise Reggae dabei, ergänzt um einen Hauch von Cumbia und etwas rhythmisches Afrika. Im Kern jedoch klingt auch das neue Album nach der alten Band, nach Burschen, die vor einem Jahrzehnt auszogen, um die Musik ihrer Heimat mit ihren eigenen Vorlieben zu verknüpfen und daraus eine Mixtur machten, die ein anderes Publikum erreichte als bei Volksfesten und Trachtenumzügen.

So kommt es, dass LaBrassBanda nicht nur um die Welt ziehen und in der Ferne beachtliche Bühnen bespielen, sondern sich auch in München für die Präsentation ihres neuen Albums und die Feier des Zehnjährigen in die Olympiahalle begeben. Die Mischung macht es und schafft die Freiräume für Experimente: »In der Brass-Band-Szene sind wir eigentlich eine klassische Rockbesetzung. Wenn wir etwa beim Southside Festival spielen, sind wir eine Rockband, wenn wir uns auf Brass-Band-Treffen tummeln, sind wir fast schon zu wenig Blaskapelle, eher eine intime Reggae-Baby-Brass-Band. So tief stecken wir da nicht drin.« Würden sie, wären sie auch eine andere Combo. So aber können LaBrassBanda weiterhin ihre Lederhosen anziehen, den Rausch, die Liebe, den Cadillac besingen, und einfach eine Mordsgaudi auf der Bühne haben. ||

10 JAHRE LABRASSBANDA

Olympiahalle | 4. März | 20 Uhr | Tickets: 089 54818181 | www.labrassbanda.com

München ist ein Zentrum für experimentelle Musik. Dafür sorgen Konzertreihen wie die des Vereins »Offene Ohren«.

CHRISTINA BAUER

Es geht um das Experimentelle, frei Improvisierte und Vielschichtig-Verschlungene, mal in klanglichen Sphären von Jazz, mal nach Art der zeitgenössischen Musik gespielt. Solche Sounds fordern aufgeschlossene Zuhörer, mit Neugier auf Un-Gehörtes und ohne feste Erwartungen. Die Reihe, die sie auf die Bühne bringt, nennt sich folgerichtig »Offene Ohren.«

Hinhören und überrascht sein

Hannes Schneider holt damit Gäste der internationalen Szene nach München. Der Raum dafür ist mit Bedacht gewählt, denn die Konzerte finden im verwinkelten, atmosphärischen Münchner Untergrund (MUG) im Einstein Kulturzentrum statt. Förderung gibt es unter anderem vom Kulturreferat, und im vergangenen Jahr wurde Offene Ohren auch bei der »Auszeichnung der Programmplanung unabhängiger Spielstätten (APPLAUS)« berücksichtigt.

Sieben Konzerte stehen in der aktuellen Saison auf dem Plan. Ende Februar tritt das Quintet Moderne (23. Feb.) auf, das schon seit mehr als drei Jahrzehnten mit fast identischer

Besetzung existiert, mit den Finnen Harri Sjöström und Teppo Hauta-Aho an Sopransaxofon und Bass, mit dem Briten Phil Wachsmann an der Geige und Paul Lovens an der Percussion. Wechsel gab es nur an der Posaune, die nun Sebi Tramontana spielt.

Im März werden die Besetzungen kleiner, wird die Musik experimenteller. Bei der Japanerin Eiko Yamada und dem Schweizer Jonas Kocher (3. März) treffen nicht nur Blockflöte und Akkordeon, sondern zugleich kulturelle Klangsozialisationen aufeinander. Der Franzose Pascal Battus agiert mit »Rotating Devices« und Mikrophon, seine Landsfrau Dafne Vicente-Sandoval (18. März) hat für

Kleinstmikrofone ebenfalls Verwendung, in Kombination mit dem Fagott. Im April folgen zwei Konzerte näher am Zeitgenössischen. Das Duo Phil Minton und Roger Turner holt sich dafür Urs Leimgruber (26. April) ans Saxofon. Und Violinistin Gunda Gottschalk und Bassist Peter Jacquemyn (27. April) schließen experimentell die Saison ab. Was für offene Ohren. ||

OFFENE OHREN IM EINSTEIN

MUG im Einstein Kultur | 23. Feb. bis 27. April | 20 Uhr | Tickets: 0171 3048303
www.offeneohren.org

Der Mann fürs Feine

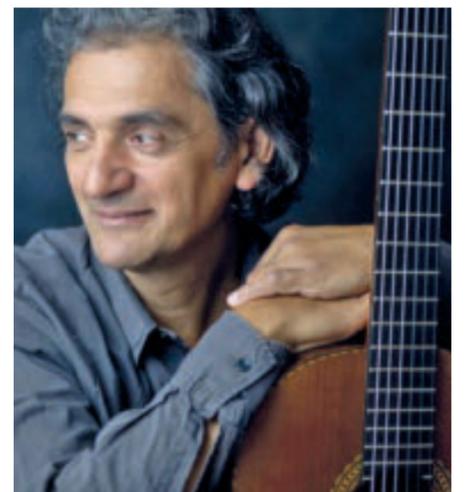
Ferenc Snétberger ist ein leiser Mensch, ein freundlich schüchterer Gitarrist mit Riesenranken, die es rätselhaft erscheinen lassen, wie er damit derart feine Klanggebilde produzieren kann. Aber man kann sie hören, und wenn man den Mann aus Salgótarján im Norden Ungarns auf der Bühne erlebt, wie er sein Instrument umgarnet und ihm lächelnd die Nuancen entlockt, versteht man, warum er sich im Laufe der vergangenen drei Jahrzehnte zu einem der führenden Instrumentalisten seines Fachs entwickelt hat. Denn Snétberger lässt die Musik erzählen, gibt ihr ein Forum, sich zu entfalten, und versucht dabei, sich selbst so wenig wie möglich in den Vordergrund zu stellen. Das

Der ungarische Gitarrist und Wahlberliner Ferenc Snétberger kann Musik zum Leuchten bringen. Eines seiner raren München-Konzerte führt ihn in die Unterfahrt.

ermöglicht es ihm einerseits mit gleichgesinnten Feingeistern wie dem Trompeter Markus Stockhausen zu musizieren, eröffnet aber auch der anderen Seite die Möglichkeit, Präsenz und Wirkung allein durch die Arbeit zu erreichen.

So hat er sich etwa mit Alben wie »For My People« (2005) ebenso ernsthaft wie klischeefrei im klassischen Kontext vor der Tradition der Sinti und Roma verneigt. Er war der Mann, der 2011 im Bundestag zum Instrument griff, um den Eindruck der Gedenkrede von Zoni Weisz musikalisch zu unterstützen. Aus diesem Grund ist es ihm auch wichtig, mit dem »Snétberger Musik Talent Zentrum« in seiner ungarischen Heimat ebenjene sozial benachteiligten

Kinder überwiegend aus Sinti- und Roma-Familien zu unterstützen, die kulturell und gesellschaftlich durchs Raster fallen. Und wie nebenbei arbeitet er außerdem an der Verfeinerung einer ebenso folkloristisch wie klassisch gefärbten Klangsprache der Nylonsaiten-Gitarre, die er im Umkreis der Improvisation modifiziert. Aktuell stehen ihm dafür der Bassist Phil Donkin und der Schlagzeuger Ferenc Németh zur Seite, ein Trio, das mit den Details der Ausdruckskraft umgehen kann. Im Unterschied zu Ungarn, wo man Snétberger in den großen Hallen hört, ist er in München im Club zu Gast. Eine Chance für große Musik im kleinen Rahmen. || rd



Ferenc Snétberger | © Raffay Zsófi

FERENC SNÉTBERGER TRIO

Jazzclub Unterfahrt | 25. Feb. | 21 Uhr
Tickets: 089 4482794 | www.unterfahrt.de

Blues aus der Wüste

Die Sängerin Hindi Zahra lebt in Paris. Ihre Musik aber zehrt von den klingenden Traditionen Marokkos.

KLAUS VON SECKENDORFF

Nicht alles, was hinkt, ist ein Vergleich. Durch manchen, der in der Presse strapaziert wird, fühlt sich die Sängerin Zahra Hindi geehrt. Kaum einer scheint ihr zuzutreffen. Billie Holiday? Obwohl es bei ihr gelegentlich ähnliche Phrasierungen gibt, schon deswegen nicht, weil Billies Gesang die ganze Härte ihres Lebens widerspiegelt. Sade? Ähnlich abwegig wie Norah Jones oder gar Janis Joplin. The African Patti Smith? Damit kann sich Zahra noch am ehesten anfreunden. Umso deutlicher äußert sich die seit 1994 in Paris lebende Marokkanerin aus Khouribga südöstlich von Casablanca zu den für sie wichtigsten musikalischen Einflüssen. Schon früh hat sie Ella Fitzgerald gehört und die Berberlieder ihrer Mutter. Die tranceartigen Gitarrensounds des Maliers Ali Farka Touré, marokkanische Gnawamusik oder Touaregbands wie Tinariwen, aber auch Soundtracks ägyptischer oder indischer Filme haben sie geprägt. Und dann war da noch ihr Onkel, der Soul, Rock und Reggae liebte.

»Wie bei allen von mir bewunderten ›Divas of Sadness‹ geht es in einem musikalisch weiten Sinne eigentlich immer um Blues«, beschreibt sie ihre Kompositionen, deren Lyrics

das eigene Leben reflektieren. »Manchmal reichen mir dazu vier Worte«, ergänzt Zahra. Ähnlich spartanisch fällt in der Regel auch ihr Songwriting aus. Da setzt sie gern auf eine Abfolge von drei, vier ständig wiederholten Akkorden, wo die meisten Popmusiker sich noch einen B-Teil gönnt hätten.

Manche ihrer Songs sind auffallend eingängig, haben Pop-Qualitäten wie ihr Hit »Beautiful Tango«. Aber Zahra biedert sich nicht an. Mit atmosphärestarken Arrangements und hypnotischer Performance setzt sie eine sehr persönliche Vision um. Auf der aktuellen Tour steht dabei ihr 2015 veröffentlichtes Album »Homeland« im Zentrum, auf dem arabische Saiteninstrumente zu hören sind, aber auch Europäisch-Orchestrales oder ein ganz und gar nicht wüstenkompatibles Klavier. Was nicht verhindert, dass ihre Musik gelegentlich als »Desert Rock« angekündigt wird. Das hinkt mal wieder. ||

HINDI ZAHRA

Ampere | 19. Feb. | 20 Uhr | Tickets:
089 54818181 | www.muffatwerk.de



Hindi Zahra | © Tala-Hadid

Singen wie ein anderer

Tom Waits ist Sänger, Schauspieler, Literat. Die Schauspieler Thomas Schrimm und Johannes Mittl verneigen sich vor ihm mit der Hommage »Im Auftrag des Herrn«.



Johannes Mittl und Thomas Schrimm | © Sarah Kinn

DIRK WAGNER

»Wenn Bob Dylan gesagt hat ›Ich ist ein anderer‹, sagt Tom Waits mir: Ich sing jetzt mal diesen Song wie ein anderer«, erklärt Schauspieler Thomas Schrimm aus Karlsruhe seine Begeisterung für den US-amerikanischen Sänger, Komponisten, Autor und Schauspieler Tom Waits. Zusammen mit dem Schauspielkollegen Johannes Mittl versucht er daher, sich diesem kauzigen Sonderling im Liederabend »Im Auftrag des Herrn« zu nähern. Dabei räumt Schrimm schon im Vorfeld ein: »Wir versuchen einfach zu schnuppern, ob irgendwo noch eine Witterung von ihm in der Luft hängt. Näher werden wir ihm wahrscheinlich kaum kommen.«

Der überwiegende Teil der zwanzig Songs, die Schrimm und Mittl für ihren Liederabend ausgesucht haben, stammt aus den Theaterwerken »Woyzeck (Blood Money)« und »Alice«, die Waits zusammen mit Robert Wilson in Europa entwickelt hatte. In beiden Stücken hatte auch Schrimm schon als Schauspieler mitgewirkt, sodass er sich mit den Songs daraus besonders verbunden sieht. Darüber hinaus werden sein zwanzig Jahre jüngerer Kollege Johannes Mittl und er noch weitere Lieblingsstücke von Tom Waits auf Akkordeon, Klavier, Melodica, Glockenspiel, E-Gitarre, Konzertgitarre und E-Bass aufbereiten. Und gleichwohl das Phänomen Tom Waits vorwiegend über dessen Musik erklärt werden soll, wird es

kleine Intermezzi geben, etwa ein fingiertes Gespräch zwischen Waits und Frank Zappa, der schließlich zu den großen Förderern des Spielers am betrunkenen Piano gilt.

Sehr zum Leidwesen von Zappas Fans übrigens, die Waits im Vorprogramm des Maestros Anfang der siebziger Jahre so gar nicht leiden mochten. Angespuckt sollen sie den jungen Zögling haben und mit Gemüse beworfen. Waits, der bis 1974 hauptsächlich vor anderen Künstlern spielte, zweifelte darum laut Schrimm schon, ob das wirklich die Art sei, mit der er künftig seinen Erwerb sichern wollte. Zum Glück hat sich die Karriere des amerikanischen Song-Schrats dann aber ganz rühmlich entwickelt. Seine Liveauftritte wurden damit allerdings immer rarer. Vom Feuilleton geadelt, zahlte man für Konzerte bald schon horrenden Eintrittspreise, sodass von Glück reden kann, wer Tom Waits 1977 in Deutschland live erlebt hatte, als er ein kleines Studiokonzert für den Rockpalast des WDR gab.

Schon damals schlüpfte er in Figuren hinein, aus denen heraus er seine Stücke interpretierte. Der Mann, der im Übrigen auch als Schauspieler bei über dreißig Filmproduktionen wie »Down By Law«, »König der Fischer« oder »Das Kabinett des Doktor Parnassus« mitgewirkt hat, ist also auch als Musiker ein Schauspieler, der laut Schrimm nicht auf eine eigene Authentizität besteht. Genau darin aber liegt für die Epigonen der Reiz, sich dem musikalischen Schaffen von Tom Waits als Schauspieler zu nähern. Die Premiere ihres Liederabends »Im Auftrag des Herrn« am 25. Februar im Metropoltheater ist zugleich auch die Uraufführung, eine Wiederholung folgt am 10. März. Und wie schon beim Meister selbst sind die Karten dafür ein rares, wertvolles Gut. ||

IM AUFTRAG DES HERRN

Metropoltheater | 25. Feb., 10. März | 20 Uhr
Tickets: 089 32195533 | www.metropoltheater.com

Anzeige

B'JAZZ
BURGHAUSEN

B BURGHAUSEN
KULTUR
INTERNATIONAL
JAZZ

48. INTERNATIONALE

JAZZWOCHENBURGHAUSEN

21. BIS 26. MÄRZ 2017

JOSS STONE · TILL BRÖNNER & QUINTETT
CHINA MOSES · ROBERTO FONSECA
THE ORIGINAL BLUES BROTHERS BAND
ANTONIO SANCHEZ & MIGRATION · LAKECIA BENJAMIN
NEIL COWLEY TRIO · MONIKA ROSCHER BIGBAND
GREGORY GAYNAIR TRIO · FINALE NACHWUCHS-JAZZPREIS U.A.

Ticket-Hotline: 0 86 77 / 91 64 63-33 Tickets & Infos online: www.jazzwoche.com

bayernwerk PARTNER DER 10 JAZZ BURGHÄUSEN
Sachsen-Anhalt meeting-Mühlendorf PARTNER DER 10 JAZZ BURGHÄUSEN

Staatstheater K. Jazz Burghausen e.V. & Stadt Burghausen

Di, 14.2.

MUSIK | The Hi-Fly Orchestra

Milla | 20.30, Einlass 19.30 | Holzstraße 28
Tickets: www.milla-club.de

Wenn man den Valentinstag unbedingt feiern will, dann richtig: Emotionale Höhenflüge garantiert das Hi-Fly Orchestra mit seiner neuen EP »Love«. Die Münchner Jazz-Band hat dafür ihre Lieblings-Liebesstücke neu arrangiert und für diesen Abend Lieblingssänger Karl Frierson (De-Phazz) eingeladen.

Di, 14.2.

**MUSIK | Jazz +:
Ronny Graupes Spoom**

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1b | Reservierungen:
www.jazzplus.de | www.ronnygraupe.com

Noch eine Valentins-Option: Ronny Graupe an der 7-saitigen Gitarre hat seinem Trio Spoom – Graupe plus Jonas Westergaard am Kontrabass und Christian Lillinger am Schlagzeug – lauter Lieblingsstücke auf den Leib komponiert, mit denen die drei Musiker eine ganz neue musikalische Sprache kreieren.

Mi, 15.2.

**VORTRAG | Inge Paulini:
»Die transformative Kraft der Städte«**

Ehem. Gaszählerwerkstatt der Stadtwerke München | 19.00 | Agnes-Pockels-Bogen 6
Eintritt frei, Anmeldung: kpb@deutscher-werkbund.de, Tel. 089 346580

Der Deutsche Werkbund Bayern befasst sich in seiner neuen Vortragsreihe mit der Zukunft der Städte. Heute fragt Inge Paulini, Generalsekretärin des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen, ob die Städte fähig sind, sich nachhaltig zu verwandeln. Bis 2050 müssen für 2,5 Milliarden zusätzliche Stadtbewohner Infrastrukturen geschaffen, gerechte Regelungen für Land und Wohnraum entwickelt, die soziale Ungleichheit minimiert und der Ressourcenverbrauch gesenkt werden. Wie das gelingen kann, diskutiert Paulini mit der Münchner Stadtbaurätin Elisabeth Merk und der Planerin Ingrid Krau.

Do, 16.2.

MUSIK | Mrs. Zwirbl

Theater im Fraunhofer | 20.30, Einlass 20.15
Fraunhoferstraße 9 | www.fraunhofertheater.de

Die legendäre Formation Zwirbeldirn hat sich verkleinert und heißt jetzt MRS. ZWIRBL. Das klingt nach Verdichtung, Konzentration, erhöhter Spannung. Wir freuen uns auf Evi Keglmaier, Maria Hafner und Anna Veit und sind gespannt, wie aus dem Fräulein eine MRS. wurde.

Do, 16.2. bis Sa, 18.2.

**LESUNG UND DISKUSSION |
»Das Cassandra-Phänomen«**

Literaturhaus/Saal | 18.00–20.00 | Salvatorplatz 1
Eintritt frei, Ticket erforderlich: www.literaturhaus-muenchen.de oder Tageskasse, keine Reservierung möglich | Veranstaltungssprache: Englisch (16.2. David Grossman, 17.2. Wole Soyinka) und Deutsch (18.2. Herta Müller)

Zur Zeit des trojanischen Krieges warnte Cassandra eindringlich vor der nahenden Katastrophe. Welchen Medien der Vorausschau vertraut man heute? Oder sind heute die Schriftsteller die Seismografen unserer Zeit? Drei Autoren von Weltrang, zwei davon Literaturnobelpreisträger, kommen im Umfeld der Münchner Sicherheitskonferenz zu Wort. Sie alle bilden die politische Realität in ihren Ländern in ihrem Werk ab: Herta Müller (Rumänien, jetzt Deutschland) erlernte ihre einzigartige Kunst des Schreibens in der harten Schule der Diktatur, Wole Soyinka (Nigeria) und David Grossman (Israel) wirken in ihren Ländern als Aktivisten der Humanität. Im Kampf gegen Fanatismus und Terror spielt ihre Literatur eine gewichtige Rolle: nicht nur als »Kassandrarauf«, sondern auch als Organ der Meinungsfreiheit und als Stimme der schweigenden Mehrheit.

So, 19.2.

**MUSIK | concierto München:
»Der Karneval der Tiere«**

Gasteig, Kleiner Konzertsaal | 11.00, 12.30 und 14.00 | Rosenheimer Str. 5 | Tickets:
concierto-muenchen.de | für alle ab 4 Jahren

Die würdevolle Elefantin, der königliche Löwe, die prächtigen Schleierschwänze und viele andere Tiere spielen mit beim großen Faschingsfest, zu dem das Münchner Puzzeletheater einlädt. Die Tiere tanzen, schweben und stampfen nach der Musik von Camille Saint-Saëns, und Peter Seitz spricht dazu den berühmten Text von Lorient. Es spielt das Kammerorchester concierto münchen unter der Leitung von Carlos Domínguez-Nieto.

Mi, 22.2.

**MUSIK-LESUNG | Koppelstetter,
Geiersberger, Watzinger:
»Richtig reisen«**

Galerie arToxin | 20.00 | Kirchenstr. 23
Reservierung: 089 8908 3665 oder info@artoxin.de auch am 24. und 25.2.

Ausgehend von einer Episode aus Yoko Ogawas Roman »Der Herr der kleinen Vögel« denken Ruth Geiersberger (Stimme), Martina Koppelstetter (Gesang) und Michel Watzinger (Hackbrett) in einem Mosaik aus Texten von Ogawa, Blaise Pascal, Friedrich Hebbel und Musik von Robert Schumann, Rudi Spring und bayrischen und deutschen Volksliedern über Sinn und Notwendigkeit des In-die-Welt-Ziehens nach, von Vögeln, von Menschen, von Gedanken.

Mi, 22.2.

MUSIK | MKO songbook

Schwere Reiter Musik | 20.00 | Dachauer Str. 114
Tickets: reservierung@schwerereiter.de oder www.muenchenticket.de

In der fünften Ausgabe des MKO-Songbooks stehen dramatische Werke auf dem Programm: Iannis Xenakis' »Voile« knirscht geradezu vor Aggressivität, Mark Andres »kar« ist ein eindringliches Trauerlied, und in »Cruel Sister« greift die amerikanische Komponistin Julia Wolfe eine altenglische Ballade über das mörderische Verhältnis zwischen zwei Schwestern auf. Kaum weniger heftig geht es in Jörg Widmanns »Jagd-Quartett« zu, in dem die hohen Streicher den Cellisten zum Sündenbock stempeln und gemeinsam über ihn herfallen. Die musikalische Leitung hat Baldur Brönnimann, Chefdirigent in Porto und bei der Basel Sinfonietta.

Do, 23.2. und Fr, 24.2.

**SYMPOSIUM | Public! Die Stadt
und ihre Bibliotheken**

Münchner Stadtbibliothek | 10.00–18.00
Gasteig | Rosenheimer Str. 5 | Eintritt frei

Die Internationalisierung der Städte hat eine Renaissance der öffentlichen Bibliotheken zur Folge. In spektakulären Neubauten wie in Aarhus, Birmingham oder Stuttgart manifestiert sich die Bedeutung öffentlicher Bibliotheken als Stätten der Kultur, des Wissens und der Demokratie. Welche Bedürfnisse muss eine Bibliothek des 21. Jahrhunderts erfüllen? Das interdisziplinäre öffentliche Symposium mit Architekten und Bibliothekaren, Verwaltungsvertretern und Bibliotheksnutzern geht diesen Fragen nach und eröffnet auch für die Zukunft der Münchner Stadtbibliothek neue Diskussionsräume.

bis Fr, 24.2.

**AUSSTELLUNG | Rainer Viertlböck:
»Chabolas – Die Schattenseite«**

Schnitzer& Studio | Lindwurmstraße 95a
Di–Do 15.00–18.00 und nach Vereinbarung

Der Architekturfotograf Rainer Viertlböck dokumentiert in großformatigen Bildern die Siedlungen afrikanischer Immigranten in den südspanischen Obstplantagen. Tausende von ihnen leben dort in »Chabolas«, Hütten aus

Abfall, der beim Obstanbau anfällt. Die Plastikplanen sind ehemalige Planen der Obstfelder, die zur Isolation verwendeten Kartons und Hölzer Obstkartons und Transportpaletten, die Gestänge Material aus den Treibhäusern oder Zweige aus den Wäldern, die Wasserbehälter gebrauchte Kanister der Pflanzenschutz- und Düngemittel. Die Fotografien zeigen das Interieur und Exterieur der Flüchtlings-Behausungen und einige Luftbilder der mit dem Obstbau verbundenen Industrieanlagen.

Fr, 24.2.

**FILMKONZERT | Murnaus
»Nosferatu« (1921) & Michael Wollny
& Eric Schaefer feat. Det Norske
Blåseensemble**

Versicherungskammer Bayern, Kleine Halle
19.30 | Warngauer Str. 30 | Eintritt frei
Reservierung erforderlich:
www.versicherungskammer-kulturstiftung.de

Murnaus Stummfilmklassiker »Nosferatu« gehört zu den wichtigsten Filmen der Weimarer Republik. Die Versicherungskammer Kulturstiftung präsentiert eine restaurierte und viragierte Fassung des Meisterwerks. Der Ausnahme pianist Michael Wollny tritt zusammen mit Eric Schaefer (dr) und dem Norske Blåseensemble in einen Dialog mit den expressionistischen Bildern des Stummfilm-Klassikers.

bis Sa, 25.2.

**AUSSTELLUNG | Mariela Sartorius:
»Geheime Zeichen der Natur«**

Kunstverein Murnau | Burggraben 4, 82418
Murnau | Mi–Fr 15.00–18.00, Sa 11.00–15.00
www.kunstverein-murnau.de

Ein Ausflug nach Murnau muss nicht immer zum Münter-Haus führen. Diesmal geht es in den Kunstverein, wo Mariela Sartorius »Geheime Zeichen der Natur« in ihren großformatigen Bildern einfängt. Monochrome Flächen füllt sie mit energisch breitem Strich, weite Ausblicke wechseln sich mit kleinteiligen Strukturen ab. Das ungewöhnlichste Motiv ist sicher die Nase ihres Hundes, die man schmunzelnd und ungläubig aus einer dunklen Wand herausliest.

bis Di, 28.2.

**AUSSTELLUNG | Weltgeschichten
der Architektur von 1700 bis 2016**

Zentralinstitut für Kunstgeschichte | Mo–Fr,
9.00–20.00 | Katharina-von-Bora-Str. 10, 1. OG
Eintritt frei

Architekturgeschichte ist Weltgeschichte: Am Beispiel von Handbüchern zur weltweiten Geschichte der Architektur von 1700 bis 2016 zeigt die Ausstellung, wie Architekturgeschichte erzählt und visualisiert wurde und wird und was sie über Politik, Gesellschaft und Gestaltungswillen aussagt. Zu sehen sind Bücher und Grafiken aus dem Bestand des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, der Universitätsbibliothek München und aus Privatbesitz, darunter Johann Bernhard Fischer von Erlachs »Entwurf Einer Historischen Architectur« von 1721 und Owen Jones' »Grammar of Ornament« (London, 1856).

Mi, 1.3.

**VORTRAG | Sind Steine unschuldig?
– Zum Umgang mit NS-Architektur**

NS-Dokumentationszentrum München
19.00 | Brienner Straße 34 | Eintritt frei
www.ns-dokuzentrum-muenchen.de

Wie viel Geschichte befindet sich in einem Bauwerk und wie kann, soll oder darf mit baulichen Relikten umgegangen werden, die im Nationalsozialismus entstanden sind? Dieser Frage geht Winfried Nerdinger, der ehemalige Leiter des Münchner Architekturmuseums, nach. Ausgangspunkt ist das Haus der Kunst, das sich nach den Vorstellungen des Architekten David Chipperfield wieder wie bei der Eröffnung 1937 präsentieren soll. Haben historische Zusammenhänge eine Bedeutung für die Bausubstanz?

Sa, 4.3.

MUSIK | DUO2KW expanding

Schwere Reiter Musik | 20.00 | Dachauer Str. 114
Tickets: reservierung@schwerereiter.de
www.schwerereitermusik.de

Kai Wangler (Akkordeon) und Klaus-Peter Werani (Viola), beide mit den wichtigsten zeitgenössischen Komponisten, Dirigenten und Ensembles vertraut, erweitern das Repertoire für die spannende Besetzung Viola-Akkordeon. Sie vergeben Kompositionsaufträge und entwickeln mit DUO2KW expanding ein eigenes Konzertformat. Heute spielen sie zwei Uraufführungen von Clara Iannotta (geboren 1983 in Rom), und Ulrich Krepplein, Jahrgang 1979. Diesen Werken stehen Kompositionen von Uroš Rojko und Rolf Riehm gegenüber.

So, 5.3.

**THEATER | J. W. von Goethe:
»Reineke Fuchs«**

Metropoltheater | 19.00 | Floriansmühlstr. 5
Tickets: www.metropoltheater.com | auch am 15.3.

Reineke Fuchs, das personifizierte Verbrechen, wird mit viel List zum Reichskanzler. So viele Gewalttaten der Fuchs auch begeht, so sehr seine Opfer gegen ihn zeugen, immer besiegt er seine geistig unterlegenen Gegner durch Übermut und Gewandtheit, geschmeidige Sophistik und souveräne Verstellungs- und Überredungskünste. Das perfekte Stück, um die Gesellschaft und ihre Angewohnheit, das Recht zu verdrehen, zu verspotten. Fuchs: Matthias Grundig. Regie: Jochen Schölich

So, 5.3.

**VORTRAG | Thomas Mayer:
»Macht kaputt, was Euch kaputt
macht – Die Lust am Untergang«**

iRRland | 20.00 | Bergmannstraße 8
www.volxvergnuegen.org

Der popkulturellen Entwicklung war von Anfang an ein ambivalentes Verhältnis zur Zukunft eingeschrieben. Positionierten sich die Musiker und Bands der 50er Jahre noch als das absolut Neue, das nichts weniger sein konnte und wollte als die Repräsentation einer jungen Generation, zeigten sich schon wenige Jahrzehnte später Tendenzen der selbstreferenziellen Historisierung. In den einzelnen Pop-Bewegungen wurde das Phänomen »Zukunft« höchst unterschiedlich bearbeitet, was sich an Punkproduktionen genauso ablesen lässt wie an den Veröffentlichungen des Berliner Labels Digital Hardcore Recordings oder des Folk-Revivals.

Mi, 8.3. bis Di, 16.3.

**HANDWERKSMESSE | schmuck
und hülle // jewelleryincase**

IHM / Handwerk & Design Messe München,
Halle B1, Stand 742 | **Galerie GEDOKmuc,**
Schleißheimer Str. 61 | 11.00 bis 20.00, Di/Do
10.00 bis 14.00 | www.gedok-muc.de

Die Sonderschau SCHMUCK im Rahmen der IHM bringt die ganze Stadt zum Schimmern. Eine Doppelstation, die man genauer betrachten sollte, ist die Tandem-Ausstellung der GEDOK: Nach der Formel »Vier mal zwei mal zwei« präsentieren zwei Gruppen mit jeweils vier Künstlerinnen-Paaren auf der IHM und in der Galerie GEDOKmuc ihre Arbeiten zum Thema »Über die Ästhetik des Anderen«.

Sa, 11.3.

**LESUNG | Pfisterer liest Melle:
»Die Welt im Rücken«**

Galerie arToxin | 20.00 | Kirchenstr. 23 | Reservierung:
089 89083665 oder info@artoxin.de

Mit seiner unverkennbaren Stimme, die vom Reibeisen bis zum Glockenklang reicht, liest Martin Pfisterer aus Thomas Melles neuem Roman. Melle beschreibt darin, wie er als Borderliner zwischen manischen und depressiven Phasen balanciert, ohne Netz, im freien Flug oder im Fall, dabei immer unaufhaltbar.